John Henry Mackay

Fortgang

Der „Dichtungen“ erste Folge

Neue Ausgabe

Berlin
S. Fischer, Verlag
1893.

„Mancherlei hast du versäumet:
„Statt zu handeln, hast geträumet,
„Statt zu denken, hast geschwiegen,
„Solltest wandern, bliebest liegen.“

Nein, ich habe nichts versäumet!
Wißt Ihr denn, was ich geträumet?
Nun will ich zum Danke fliegen,
Nur mein Bündel bleibe liegen.

Goethe.

Von Gestern und Heute.

Neue Blätter aus meinem Skizzenbuch.

Ueber Fels und öde Flächen
Muß der Strom, daß er sich breite —

Anette Droste-Hülshoff.

I.

Im Frühjahr und Sommer 1886.

Was ist das für ein freudig Schaffen,
  Wenn mir die Gunst der Stunde lacht!
Kein mühsames Zusammenraffen
  Zersplitterter Gedankenfracht.

Ich greife in die blaue Ferne
  Und nehme doch das nächste mit.
Mir leuchtet jetzt das Licht der Sterne,
  Das ich mir — wollend! — einst erstritt.

II.

Nur ein Gefühl darf nie versiegen:
Dies Fühlen tiefster Lebenskraft,
Die trotzig alles Unterliegen
Bekriegt, indem sie rastlos schafft.

Wenn dieses Hochgefühl mir schwände,
Zusammen bräche auch mein Sein,
Denn meinem Können sich entwände,
Was stets mich hielt: des Lebens Schein!

III.

Ich sah ein Weib am Boden liegen,
Und sah ein andres bei ihr knien;
Sie schien ihr müdes Haupt zu schmiegen
An jene. Aber diese schien

Versteinert, denn sie sah zur Seite;
Kein Leben floß durch die Gestalt.
Da sah die andre auf — zur Weite
Sah sie mit bannender Gewalt.

Die Haide lag im Abendschimmer.
Verdorrte Halme trieb der Wind.
Doch aufrecht stehn sah ich noch immer
Der sündigen Mutter sündiges Kind.

Erst als des Abends letztes Flammen
Am Horizont versunken schien,
Sah ich die Frauen still zusammen
Zur sternenlosen Ferne ziehn.

IV.

Wie viele Gedanken fluthen
Durch unsere Stirnen — und doch:
Am Wege die meisten verbluten,
Zu frei für der Worte Joch!

Und die Gefühle — wie viele
  Durch unsere Herzen auch ziehn,
Die meisten erlahmen dem Ziele
  Erkalten — zerflattern — zerfliehn!

V.

Durch ihre Züge glitt kein Bangen.
Sie stand in ihres Hauses Thor,
Und sah mit sehnendem Verlangen
Zum ewigen Sternenmeer empor.

Sie fühlte nicht, wie diese Stunde
Ein fremder Blick verzehrend hing
An ihr — sie fühlte nur die Wunde,
Die sie — selbst liebend — einst empfing!

VI.

Eine schwüle Sommernacht. Mein Zimmer
Hellte nur ein mattes Licht. Sein Schimmer
Wob um mich. Drei Leben gruben nur
In die trübe Stille ihre Spur.

— : An der Decke flog ein müder Falter.
Dann des Lichtes unstät-flackernd Scheinen.
Und wie toter Lebenshauch, ein kalter,
Meiner Seele fast unhörbar Weinen . . .

VII.

Lissabon, 14. September 1886.

Wie sie mir herüberwinken,
Jene Hügel, lichtumstrahlt,
Wie von Meisterhand auf dunklen
Grund des Himmels hingemalt!

Ach, zu diesen blauen Bergen
Zieht mich ein geheimer Zug —
Dürfte ich auf ihnen weilen!
Weilen — im Vorüberflug! . . .

Doch dazwischen rauscht der Tajo,
Breit und still — horch, wie er klingt,
Sein Gesang, der immer wieder
Meine Sehnsucht niedersingt! . . .

VIII.

San João da Foz, Herbst 1886.

Lachend halb, halb weinend, weit die Arme breitend
Eilte ich, die Felsen hastig niedergleitend,
Bis ich über seinen Wogen stand.
Und als hätte ich es kaum verlassen
Jauchzten meine Lippen — fassen, fassen
Laß mich wieder deine weiße Hand!

Meer, mein Meer, da bin ich endlich wieder!
Halbvergessenes Glück durchrieselt meine Glieder,
Glück, das nie ein Mund den Andern nennt!
Küsse, küsse mich mit Schaumeslippen!
Trinken will ich, trinken! nicht nur nippen!
Schreiend, schreiend grüßt dich, wer dich kennt!!

Schreiend, schreiend grüßt dich, wer dich kennt!
Hier Genesung! Fieber, welches brennt
In den Fluthen deiner Liebe stillen!
Fieber, welches Mark und Bein verzehrte,
Welches Frieden, Jugend, Kraft begehrte,
Welches niederrang den stärksten Willen!

Hier Vergessen! Hier die großen Tage,
Welche kommen, gehn in gleichem Schlage!
Neues Leben schon die Lippen schlürfen.
Hinter mir die Lüge und das Kämpfen —
Welche Wonne, ohne feiges Dämpfen
Schreien wieder, wieder *schreien* dürfen!

Und ich schreie Alles dir hinaus!
Gieße meines Grolles Schaale aus,
  Und ich weiß: ich bin verstanden!
Schreite hin und her am weißen Strand,
Jauchze zu dem fessellosen Brand.
  Glücklich, selig — frei von Menschenbanden!

Meer, mein Meer! — du meiner Kindheit Liebe!
Meine erste — meine letzte Liebe!
  Warum war ich je von dir getrennt?
Aber nichts soll hier mein Herz umdunkeln:
Schreien soll mein Mund, mein Auge funkeln —
  Schreiend, schreiend grüßt dich, wer dich kennt!

IX.

Ich lasse mich wiegen, mich wiegen,
  Und küsse die Lippen voll Schaum —
Ach, sind mir doch all' diese Tage,
  Diese Tage noch wie ein Traum.

Wie ein Traum, den als Kind einst ich träumte
  An der Brust der Mutter, die mir
In der Ferne des Nordens dich zeigte —
  Und nun bin ich wieder bei dir! —

Und lasse mich wiegen, mich wiegen,
Und vergesse, was war und was ist . . .
Glücktrunken! — mich hat deine Lippe,
Deine Lippe voll Liebe geküßt!

Und ich kniee nieder am Strande,
Und breite die Arme hinaus —
„O gieße auf's Haupt deines Kindes,
Mein Meer, deinen Segen nun aus!“

Und ich bete, der nie ich gebetet,
Und flehe voll Inbrunst zu dir:
„Gieb mir einen Strom deiner Stärke,
Einen Hauch deiner Freiheit gieb mir!“

Und in der unendlichen Liebe,
Mit der du mich immer umfingst,
Gewährend die schimmernden Arme
Um den Betenden wieder du schlingst.

X.

Wie geheimnißvoll die Fluth
An den dunklen Felsen brandet! —
Sie erzählt von einem Leben,
Das an eines Weibes Gluth
Thatenlos gestrandet.

Ob ich dieses Leben nicht
Um sein schönes Sterben neide?!
Der Gedanke läßt mich nimmer!
Doch die Woge weiter spricht:
„Elend beide — beide!“

XI.

Die Wellen branden am Strande.
Ich höre das Tosen kaum,
Denn mich umspinnt der alte,
Nie ausgeträumte Traum.

Da schlägt der Nachtwind an's Fenster.
Ich schrecke schaudernd empor.
Was kämpft noch immer die Seele
Um das, was längst sie verlor?!

Hinweg, ihr bleichen Gedanken,
Die nie mehr ich denken will!
Ich trete aufathmend an's Fenster:
Der Mond scheint groß und still.

Ergieb dich — du brichst nicht die Ketten!
Allabendlich grüßt dich der Schein.
So ist es immer gewesen,
So wird es immer sein . . .

XII.

Meerrauschen vor meinem Fenster.
In mir der Friede der Welt.
An seiner Ruhe die letzte
Unrast des Lebens zerschellt.

Und in mir mildes Verzeihen.
Wie weit die Erde und still! . . .
O ewige Liebe, dein Weben
Doch nimmer mich lassen will!

Die Nacht ruht leer und lautlos
Ueber dem Ocean
Ueber den Wolkenbergen
Zieht der Mond seine Bahn.

Ob so auch unsere Erde,
Wenn sie ersterbend zerschellt
Ihre lichtlosen Trümmer
Jagen wird durch die Welt?

Die Ewigkeit schläft auf den Wassern.
In dieser Einsamkeit
Schlägt leiser ihre Flügel
Selbst die Wanderin Zeit.

Aber sie schreitet doch stetig.
Nichts hemmt ganz ihren Schritt.
Und sie schleift unsere Tage
Ohne Erbarmen mit!

XIII.

Bussaco, 22. November 1886.

Urwald. Altheiliges Schweigen. Kein Fuß betrat
Jemals diese Stille. Wer sich ihr naht
Steht erschaudernd. Vorüber geht die Zeit
Dieser Stätte des Sterbens. Die Ewigkeit
Schlägt tonlos ihre Flügel über dem ewigen Wald.
Bebend macht der Wanderer an seinem Rande Halt.
Kein Fuß betrat diese Stätte. Der Himmel spannt
Ueber das tote Leben seine segnende Hand.

XIV.

El Escorial, 30. November 1886.

In El Escorial, dem Dome,
Stehen düster-hohe Säulen,
Und die Schatten toter Zeiten
Gleiten zwischen ihnen hin.

In El Escorial, dem Dome,
Ist ein Kreuzgang. Schwarzes Grauen
Weht von seinen Wänden nieder
Auf den Wanderer, der ihm naht.

In El Escorial, dem Dome,
Steht im Kreuzgang, halb im Schatten,
Ein geweihtes Wasser-Becken.
Kaum befeuchtet ist der Stein.

In El Escorial, dem Dome,
Tritt ein Jeder zu dem Becken,
Beugt sich über seine Brüstung,
Und befeuchtet seine Hand.

In El Escorial, dem Dome,
Hat im Lauf der dunklen Zeiten
Dieses Marmor-Beckens Ränder
Tief der Frommen Schaar gehöhlt.

In El Escorial, dem Dome,
Wo die Zeiten spurlos sterben,
Zwingt des Wahnes dunkler Wahnsinn
Selbst den Stein zu seinem Dienst.

In El Escorial, dem Dome,
Sinkt der Muth der Wahrheit nieder.
Wie viel Jahre wird es währen,
Bis der Fels des Wahns sich höhlt?!

XV.

Im Winter 1886.

Wieder hat ein Morgen sich erhoben;
Wieder ist der Träume Schwarm zerstoben —
Alles wieder, wie es gestern war!
Aber wie sie stumm vorüberziehen,
Wie sie schweben, schwanken, schwinden, fliehen,
Löst sich los ein Traum aus ihrer Schaar.

Und er gaukelt vor den wachen Sinnen.
Und ich bange: was wird er beginnen?
Wird er immer näher mich umziehn?
Wird ihn nicht die kühle Morgen-Helle
Treiben von des müden Herzens Schwelle? —
Wird er bleiben? — Wird auch er entfliehn?

Will die Mutter Nacht ihr Kind mir lassen?
Ach, ich kann das luftige nicht fassen,
Und ich habe nicht nach ihm verlangt.
Nimm es fort — so wie du einst die Stunden,
Da es sich zuerst zu mir gefunden,
Mit dir nahmst, vor denen mir nicht bangt.

Alles starb! — Was will ein Traum noch leben?
Um dem Schmerze neue Kraft zu geben?
Besser, auch das letzte Denken stirbt!
Wie die Blume stirbt, wenn sie verblühte,
Wie Begeisterung stirbt, wenn sie verglühte,
Sterbe dieser Traum, der um mich wirbt!

Er vermag dies Herz aus seinem Schweigen
Nicht zu rütteln — mag er ihm auch zeigen
  Tage — Nächte, die vergangen sind.
Tage, wo die Leidenschaft mich stählte,
Nächte, wo die Liebe mich vermählte —
  Mutter Nacht, nimm hin dein dreistes Kind!

Denn es wird mir lästig! — Ueberschritten
Habe ich das Leben, denn gelitten
  Habe ich — da frommt kein Träumen mehr.
In die Welt warf ich mein freies Denken.
Willst du mich aus meinen Bahnen lenken,
  Sende stärkre Kämpfer zu mir her!

Die Vergangenheit bezwingt mich nimmer,
Und Erinnerung mit ihrem Schimmer
  Zeigt mir neu des Lebens Tiefen nur.
Wozu nutzlos in die dunklen tauchen?
Wozu Worte in die Lüfte hauchen,
  Die im Aether lassen keine Spur?

Und der Traum zerweht — — — — —
— — — — — — da plötzlich langen
Fühle ich nach mir die Sehnsucht . . . Bangen
  Um das Längstverlorene packt mich an.
Wollte ich mit kühlen, starren Lügen
Eben nicht mein armes Herz betrügen?
  Und zerstören einen süßen Bann?

Was mich eben mitleidvoll umwoben
Stieß ich von mir — und nun ist zerstoben
Auch das Glück mit dieser Träume Schaar . . .
Und der ganze Jammer faßt mich wieder —
Und ich stürze weh aufschreiend nieder — —
Alles wieder, wie es gestern war!!

XVI.

Stiller Kummer — doch kein Weinen, —
Um den Mund ein harter Zug,
Und ein scharfes Glückverneinen
Aus dem Kampf hervor ich trug.
Alle jauchzten meinem Falle,
Die mich freudig einst umdrängt,
Tiefer als die Andern Alle
Hast du — du! — mich doch gekränkt.
Da du gingst mit feigem Zittern,
Abschiedlos! — — o wie es frißt
An mir weiter dies Verbittern,
Das Geschehenes nie vergißt!

XVII.

London, 1887.

Die Straße lag im Abendschatten.
Nur mühsam warf das Licht die matten,
Verwehten Strahlen in die Nacht.
Und heimwärts von verirrtem Gange
Trug ich das Herz, das schwere, bange,
Gejagt von zwingend-düst'rer Macht.

Entschlafen war des Lebens Reigen.
In fremdem, wunderbarem Schweigen
Ermüdet lag die Riesenstadt:
Der langen, fiebertollen Tage,
Der niegestillten, wehen Klage,
Des eigenen, wirren Lebens satt.

Nur meiner eigenen Schritte Hallen
Vernahm ich noch. Dem Tod verfallen
Sonst Alles meinen Sinnen schien.
Selbst durch der Brücke hohe Bogen
Sah ich die Themse fortgezogen
Wie unbeweglich weiter ziehn.

Ich sah mit starrem Blicke nieder.
Und eine Nacht stieg auf mir wieder: —
Es war vor langen Jahren schon.
Da ging ich, einsam und verlassen,
Durch einer andern Weltstadt Gassen —
— Und horch! — dort — einer Stimme Ton.

Ich bannte meinen Schritt, und flüstern
Vernahm ich eine Stimme. Lüstern
  Und wollustbebend zu mir drang:
„So gieb mir Geld — ich bin die Deine! —“
Und dann sah ich beim Lichterscheine
  Wie er sie wild und schnell umschlang.

Und in der Häuser Schatten eilen
Sah ich das Weib, und kurz verweilen —
  Dann wieder stehen bei dem Mann.
Wie: — „Vater...“ war's zu mir gedrungen.
Schon aber sah ich festumschlungen
  Die Beiden weiterschreiten dann.

Und als nun in des Hauses Schatten
Ich eilig trat, sah einen matten,
  Gebrochenen Greis ich stehen dort;
In seiner Hand wie Gold es funkeln;
Sein Auge Thränenfluth umdunkeln —
  Und das Entsetzen riß mich fort!

Und rückwärts muß ich oft mein Denken
Zu jener Stunde schaudernd lenken,
  Gebannt von einer dunklen Macht.
Wenn heimwärts von verirrtem Gange
Das Herz verlangt, das schwere, bange,
  Aus sternenloser, kalter Nacht. . . .

XVIII.

Und unsre Tage wandeln weiter
In ihrer ausgetretenen Bahn,
Schon dehnt die Fluth sich breit und breiter
Und sendet Grüße dem Orkan.

Der naht auf dunklen Wolkenflügeln.
Wie lange? — er wird bei uns sein!
Schon auf den nachtumwehten Hügeln
Flammt es wie blutiger Wiederschein.

Menschen.

Neben dem kleinen Springbrunnen mitten auf dem Grasplatze des Hotelgartens saß ein zerzauster Kondor, welchen der Wirt zur Belustigung seiner Gäste angeschafft hatte. Ein tüchtiger Strick band ihn an das kleine Gestell. Wenn aber die Sonne so recht warm auf dasselbe schien, dann dachte der Vogel an die Felsengipfel in Peru, an seinen mächtigen Flügelschlag über die tiefen Thäler fort — und dann vergaß er den Strick.

Er that zwei gewaltige Schläge, dann schnitt das Tau in den Fuß, und er fiel in das Gras. Stundenlang konnte er so daliegen, dann schüttelte er sich und kletterte wieder auf sein kleines Gestell.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — Da saß der Kondor auf seinem Gestell und schlief.

Und er träumte seinen Traum — seinen einzigen Traum. Er sah die Felsengipfel von Peru, er träumte von den mächtigen Flügelschlägen über den tiefen Thälern — und er vergaß den Strick.

Mit Gewalt hob er die zerzausten Flügel. Er machte zwei gewaltige Schläge, dann ward der Strick schlaff, und er fiel, wie er zu fallen pflegte; — der Fuß schmerzte — der Traum schwand.

— —

Am nächsten Morgen lag der Kondor tot auf dem Rasen.

Alexander L. Kjelland.

Ein Mensch.

1.

„Hellauf erstrahlt die Sternennacht
Hoch über deinem Haupte —"
Er aber beugt nach langer Wacht
Die Stirne, die bestaubte.
„Empor —!" — Doch leise=höhnend lacht
Er auf, verwirrt, zerhastet:
„„Das Leben hat — sternlose Nacht! —
Zu schwer auf mir gelastet! —""

2.

Wie Abendleuchten auf der schneeigen Firn
Erflammte Glanz des Zorns auf seiner Stirn.
Er kämpfte. Nieder streckte seine Gluth
Die feile Schaar der lügnerischen Brut.
Als Sieger trat er aus dem Kampf hervor —
Und dennoch nicht als Sieger — er verlor
Die Hoffnung, welche in der Wurzel brach.
Der Stich der Viper in die Hand ihn stach,
Fast merklos — doch er spürte ihn. Er fraß
Um sich . . . der Tod im müden Herzen saß.

3.

Er lag am Boden reglos hingestreckt.
Die Augen von der rechten Hand bedeckt,
Wie ihn das Weh des Abends niederwarf.
Er war nicht tot. In seinen Schläfen scharf
Pochte das Leben. Doch er lag wie tot.
So weckte ihn das grelle Morgenroth.
Und er stand auf — erbebte — zwang sich — sann —
Und als ein Andrer ging er heimwärts dann.

4.

O sprich, was bist du so müde geworden, bevor noch
dein Winter begann?
Wie kam's, daß — wie Rauch den Giebel des Hauses —
der Schnee deine Schläfe umspann?
Ich kannte dich doch, da warst du ein Kind, und die Welt
erschien dir so schön,
Und du sahst mit dem Auge der Hoffnung empor zu des
Lebens verheißenden Höhn.
War der Weg dir zu lang?
Schlug das Herz dir zu bang?
Dann wäre es besser du hättest das Licht der Erde nie-
mals gesehn!

Wie naht dir der Tag nun so zögernd und lässig, und
wenn er wieder dir weicht,
Dann siehst in der Ferne dein Ziel du noch immer ver-
schwommen und unerreicht.

Und es trübt sich dein Auge, es zittert dein Knie, es
bebt deine Hand,
Und mit welkem, erstorbenem Finger betastest du ängst-
lich die Wand.
War die Welt dir zu weit?
War der Abgrund zu breit?
Dann wäre dir besser es hätte dein Fuß nie betreten der
Lebenden Strand!

Ich höre dich oft in den stummen Stunden, wenn der
Gott des Schlafes die Welt
Hoch über des Tages verlöschenden Flammen in lieben-
den Armen hält,
Wie du mit schleppendem Schritte voll Angst deines Zim-
mers Enge durchmißst,
Und über den Qualen des Innern den Frieden der Stunde
vergißst.

Dann flieht mich der Schlaf, und ich sinne, und denke
Vergangenem nach,
Und wie wohl das Schicksal gewesen, das deine Seele
sich brach . . .
War dein Wille zu weich?
War dein Herz zu reich?
Dann wäre dir besser du hättest verlacht, was das lü-
gende Leben versprach!

— Und während ich sinne, und während du wanderst,
taucht lächelnd und bleich
Hinter den Grüften des Todes empor ein neuer Tag.

Eine Schauspielerin.

Ich sah dich, als dein Stern im Sinken war,
Als erste, weiße Fäden durch dein Haar,
Dein dunkles, schüchtern schon sich zogen.
Und dennoch hast du wieder mich gebannt!
Wie einst vor Jahren, sind in jähem Brand
Dir meine Sinne zugeflogen.

Du gehst noch immer in demselben Gang,
Den einst zu gehen deine Kunst dich zwang —
Ich weiß, du gehst ihn nur noch müde!
Auf deinem Weg liegt schon, wie auf dem Plan
Die Schatten liegen, wenn die Nacht will nahn,
Ein heimathdurstiger Abendfriede.

Die Andern lachten roh. Sie kannten dich,
Die hochmuthvollen Thoren, nicht, wie ich,
Wie ich — der ich dich liebte, kannte!
Wir waren uns zur Zeit der Jugend fern.
Nun einet uns des Abends später Stern —
Und wir sind heimathlos Verbannte.

Einst sahst du, wie die Welt zu Füßen lag
Der Künstlerin, sahst, wie dein Ruhm zerbrach,
Du hast es schmerzlich-stumm gesehen!
Im Glanz des Glückes hast du mich verschmäht —
So laß uns jetzt, wo es zu Ende geht,
Dies Ende noch zusammen gehen! —

Die Beiden.

Eine sentimentale Geschichte.

Sie haben sich geliebt ihr Leben lang,
Und waren sich getrennt ihr Leben lang . . .
Und wie es kam? — Ja, warum kann der Vogel
Zur Rose nie gelangen, die ihm doch
Die süßesten von ihren süßen Düften
Durchs offene Fenster in den Käfig sendet? —

Ja, wie es kam? — das Leben trennte sie,
Und niemals, nie gelangten sie hinüber,
Und wußten nicht einmal, daß sie sich liebten . .

Sie kannten sich als Kinder schon, und kamen
Zu kindlich-frohen Spielen oft zusammen.

Und damals schon zog es sie zu einander,
Und damals schon haben sie sich geliebt,
Jedoch sie wußten nicht, daß sie sich liebten,
Sie wußten nicht einmal, was Liebe war . . .

Doch als sie älter wurden, waren sie
Nicht mehr so oft beisammen, denn das Leben,
In das sie Beide nun gestoßen waren,
Es trennte sie, und unerbittlich-hart . . .

Und wie es wurde? — Wie es immer wird,
Wenn fremde Menschen sich dazwischen drängen.
Sie sahen wieder sich. Jedoch nur selten,
Nachdem sie jahrelang getrennt gewesen.

Und niemals wieder flog ein Blick der Liebe
Aus seinem Auge hin zu ihrem Auge,
Und nie aus ihrem Auge zu dem seinen . . .
Denn sie war reich und vielumworben — er
Jedoch war arm. Und Keiner brach sein Schweigen.

Und wiederum vergingen lange Jahre.
Dann sahen sie sich wieder. Alles war
Wie vordem, unverändert-traurig. Und
Sie sahn sich öfter, sahn sich seltner dann.
Sie war ihm treu geblieben, wie er ihr.
Was war es, das sie jetzt noch immer trennte?
Die keusche Scham, die zu den Beiden sprach:
„Ich kann nicht werben um die reiche Frau!"
„Er liebt mich nicht, sonst käm' er jetzt zu mir!"

Und beide waren fest und beide treu,
Und so verging der Sommer ihres Lebens,
Und beide liebten sich, und wußten's nicht,
Und auch kein Dritter kannte ihre Liebe . . .

Dann wieder waren sie getrennt auf Jahre,
Doch in den langen Jahren dachte Jeder
Nur an den Andern . . . Und sie sahn sich wieder.
Doch auf den Häuptern Beider lag der Herbst.
Und Beide waren unvermählt und treu.

Nun sahen sie sich oft, und sprachen herzlich,
Wie einst in ihrer ersten Jugend Tagen.

Nun trennen sie nicht mehr die fremden Menschen.
Noch immer haben Beide trübe Nächte,
Da steigt es ihnen bang und dräuend auf,
Daß sie vielleicht doch glücklich werden könnten;
Doch wenn der Morgen kommt, fliehn ihre Träume,
Sie schämen sich, daß sie des Glücks gedacht,
Das ihnen immer fern und ferner war . . .

Woher auch käme ihnen eine Kraft,
So stark, ein ganzes Leben voller Sehnsucht,
Ein Leben voller Kummer zu vergessen?

Sie wissen nicht einmal, das sie sich lieben,
Sie ahnen es, jedoch sie wissen's nicht.
Sie fürchten sich vor dem verlorenen Glück . . .

So sind sie fremd sich, wie sie immer waren,
Und Jeder lebte doch nur in dem Andern.
Sie hätten beide glücklich werden können,
Und wurden's nicht . . Vielleicht durch eigene Schuld.
Gewiß durch fremde! — Muth gehört zur Liebe!
Und keiner von den Beiden hatte Muth . . .

Sie werden treu sich bleiben bis zum Tode,
Wie sie ihr Leben lang sich treu geblieben.

Was hätte es bedurft? — Nur eines Wortes.
Nicht einer That . . . Jedoch dies eine Wort
Blieb ungesprochen; und sie wurden elend,
Und hätten doch so glücklich werden können . . .

Ein Fürst.

Er hat sein Volk ein Leben lang geknechtet,
An seiner Söhne Mark sich satt gezehrt,
Hat seines Landes Töchter frech entehrt —
Sie aber haben nicht mit ihm gerechtet.
Nun ist er endlich tot! — Sie aber stehen
An seinem Grab und weinen — ach, es sind
Doch wahrlich vielgetreue Unterthanen!
Zwar sind sie, bei dem rechten Licht besehen,
Vor lauter unterthäniger Feigheit blind,
Und eigentlich die reinsten Hundeseelen,
Die nicht, was Menschenwerth und -würde ahnen —
Und schließlich kümmert's dich, wenn sie sich quälen?!

Der Letzte seines Stammes.

Er steht am Gartenthor — ein schlichter Mann,
Der Letzte seines adligen Geschlechtes.
Weil er sich seines angeborenen Rechtes
Begab, ward er in Acht gethan und Bann.
Hinaus stieß bebend ihn die Vaterhand.
Da kehrte er dem Heimat-Haus den Rücken —
Er konnte dem, was er veraltet fand,
— Unfreien Vorurtheilen — nicht sich bücken.
Er wollte frei sein! Und so schuf er sich,
Der Letzte seines Stamms, ein eignes Leben.
Und in dem unermüdlich-harten Streben

Das Bild der Kindheit mehr und mehr verblich.
So ging ein Leben, das zum Spiel geboren,
Wie tausend andre, nicht der Zeit verloren.

Er sah den Vater nie, die Heimat wieder,
Seitdem er seinen Namen abgelegt
Und so von seiner Höhe stieg hernieder,
Daß er — zur Arbeit seine Hand geregt.
Da drang die Kunde in sein stilles Schaffen,
Daß tot der Vater sei — daß er enterbt,
Da er „durch die Ideen der Zeit verderbt.“
Doch sei er „stark genug sich aufzuraffen,
Und zu entsagen seinem tollen Treiben,
So solle Herr er seines Erbes bleiben.“
Da wollte ihn der Schmerz der Wehmuth fassen.
Er sah noch übers Grab hinaus dies Hassen,
Das nicht von Altererbtem lassen wollte.
Und er — er mußte gegen Alles hadern,
Was heilig ihm gewesen . . . warum rollte
Dasselbe Blut nicht auch in seinen Adern?
Wie kam's, daß er so aus der Art geschlagen?
Daß ihn sein Denken auf so andren Bahnen,
Als den von seines Hauses hohen Ahnen
Geebneten, zu anderm Ziel getragen?
Doch wollte er die Heimath wiedersehn,
Noch einmal auf der Jugend Pfaden gehn.

So stand er denn am Gartenthor. Es knarrte
Mißmuthig, als die Hand, die arbeitsharte,
Die rostzerfressenen Stäbe offen stieß.
Und er betrat den übergrünten Pfad und ließ

Die Blicke durch die grünen Hallen schweifen.
Langsamen Schrittes ging er alte Wege,
Die er seit seiner Kindheit nicht gegangen.
Wohl fühlte er nach seinem Herzen greifen
Erinnerungen, welche längst entschlafen;
Die führten ihn verschlungen-krause Stege
Zu ersten Jahren in der Jugend Hafen.
Doch scheuchte er zurück dies feige Bangen —
Er fühlte auch: er war sich treu geblieben.
Er hatte einst die Zügel seines Lebens
In seine eigene, starke Faust genommen,
Und sicher hingelenkt durch Haß und Lieben.
Da sollte jetzt ein Längst-Vergessenes kommen,
Um seine freie Stirne zu umnebeln,
Ihn rückwärts drängend mit vermorschten Hebeln?
Er fühlte klar, das war fürwahr vergebens!
Und da lag vor ihm seiner Väter Schloß,
Aus dem sie noch vor wenig kurzen Tagen
Den Vater in die Ahnengruft getragen.
Es wartete auf ihn — den letzten Sproß.
Der aber schritt durch seine weiten Hallen,
Die fremd dem fremden Mann geworden waren.
Er hörte seine festen Schritte schallen
Von Wand und Decke nieder, diesen kalten;
Sie schienen scheu vor ihm sich zu verwahren:
Hier dürfen keine fleißigen Hände schalten!
Hier heißt es einzig: in den alten Pfaden,
Den abgezirkelten, still weiter gehn,
Nach rechts nicht und nach links nicht um sich sehn,
Und nicht mit „Neuem“ unnütz sich beladen! . . .

Ein Lächeln spielte über seinen Lippen.
Ihn lockte nicht dies übertünchte Grab
Von seines Wollens klaren Zielen ab.
Nicht unter den vermoderten Gerippen
Erstorbener Zeit vermochte er zu wandeln —
Ihn trieb es an zu unablässigem Handeln!
Er hatte eine Stunde hier verträumt —
Das war genug. Es war genug versäumt.
Der Jugend war ihr volles Recht geworden.
„Nun wieder stark hinaus in's reiche Leben,
An's Herz nun wieder deiner wachen Zeit!
Die Heimat ist dir an den fernsten Borden,
Wo du zu jeder Stunde bist bereit
Dein Bestes für der Menschheit Glück zu geben! . . ."
Aus seinem Auge brach ein seltsam Leuchten.
Er aber schämte sich des Blicks, des feuchten,
Und von ihm ab fiel auch der letzte Bann.
Zum Thore trug ihn schnell sein Fuß hinaus,
In Nacht sank hinter ihm sein Vaterhaus —
Die Ferne um ihn ihre Zauber spann —
Der Letzte seines Stamms ein freier Mann! —

Alte Leute.

Die Zeit ging weiter,
Sie gingen wohl mit.
Jedoch sie hielten
Nicht gleichen Schritt.

Sie wurden alt.
Die Zeit blieb jung.
Sie hielt wohl zurück die
Erinnerung.

Die Knechtin.

Sie war die Sklavin ihres Mannes und ihrer Kinder
all' ihr Leben.
Sie sollte sich als Opfer geben, und konnte sich nicht freu-
dig geben,
Weil sie ein Recht zu eigenem Leben — gleich jenen —
auch im Innern fühlte,
Das erst der Tage Sorge und der Nächte Kummer von
ihr spülte.
Es hatte ihr so gar natürlich, so menschlich einst auch ihr
geklungen:
„Dein ist dein Leben!" — aber alles ward in das Joch
der Pflicht gezwungen.
Ihr Mann beherrschte sie brutal-gewaltsam, und die eige-
nen Kinder,
Nun, sie beherrschten sie — zwar anders — jedoch von Tag
zu Tag nicht minder.
— Und als ihr Mann endlich gestorben und ihre Kinder
groß geworden,
Und sie verlassen stand an ihres verlorenen Lebens frem-
den Borden,
Da kam ihr der Gedanke wieder, der immer, immer
unterjochte,

Und — seltsam! — stetig stark und stärker an ihre müde Stirn er pochte:
Es wäre doch vielleicht gerechter, und sicher menschlicher gewesen
Du hättest dir ein eigenes Leben zu eigenem Glücke einst erlesen . . .

Der Wahre.

Durch die Gardinen taucht das Abendlicht
Und malt mit müd-unsicherem Finger Streifen
Von Schattenfarbe an die hohen Wände.
Es ist ein Abend jener Zeit des Jahres,
Wo alles Leben still zu stehen scheint,
Um mit umflortem Auge vor- und rückwärts,
Was schon gethan, was noch zu thun, zu messen;
Wo nach des Sommers durstig-wilder Brautnacht
Die Erde in Ermattung hingesunken,
Die heißen Küsse noch zu fühlen glaubt,
Doch sind es nicht die heißen Küsse mehr;
Und wo der Mensch aus einem Winkel, da
In trübem Durcheinander tote Wünsche,
Belogene Hoffnungen, entsehnte Träume,
Und alles, was der Wirklichkeit gestohlen,
Und alles, was zur That nicht reifte, liegt,
Sich dies und das wieder hervorsucht, und
Mit seltsam-fremdem Blicke es betrachtet,
Er dort- und hierhin wendend, tastend, reibend
Und unklug wie ein Kind sich freuend, wenn
Unter dem Staube der Vergessenheit

Noch hier und da ein Schimmer jenes Goldes,
Mit dem das flache Glück der Jugend einst
Die Stücke überzogen, wieder blinkt . . .

An einem Abend solchen Tages war es,
Als er in seines Zimmers Fenster stand,
Und auch vor ihm lag ein Stück seiner Jugend,
Das eine Laune sich hervorgeholt,
Damit zu spielen in den leeren Stunden.
Doch keine Freude lag auf seiner Stirne;
Der Schatten seines Schmerzes nur, der einst
Erkalten ließ die Fluthen seines Herzens.
So starrte schweigend er dem trüben Tag,
Der draußen starb, mit müdem Auge nach.
Ein Sonnenstrahl lag noch auf seines Sessels
Gelbbraunem Leder, lag noch auf dem Tische,
Den wirr zur Hälfte staubige Blätter füllten,
Und auf der Hand, die in nervösem Zucken
In des halboffenen Fensters Vorhang griff.

Tief in den Schatten war der Mann getreten,
Als wollte nicht gesehn er werden, ob
Er wußte, daß allein er war und blieb,
Gesehn nicht werden selbst von jenem Strahl,
Der abschiednehmend durch das Zimmer glitt.

— Und vor der Seele dieses Mannes stand
Ein andrer Abend, diesem Abend gleichend,
Und doch so anders! — anders — damals hatte
Der Schatten, der ihn völlig jetzt durchdüstert,

Noch seines Fußes Sohle nicht berührt,
Denn damals floß von seinem Scheitel nieder
Bis zu der Ferse hell das Licht des Glücks.

* *
*

Im Garten, wo die wilden Rosen blühen,
Stand er, und neben ihm stand seine Braut.
Ein Wesen, dem die Sonne selbst ihr Lächeln
Und ihren Glanz geliehn zu haben schien,
Statt ihrer zu beglücken, wenn sie selbst
Sich hinter dunkler Wolkenwand versteckte.

— Und ihre Hand lag leise in der seinen,
Und ihres Haares Duft wob sich berauschend
Um seine Stirn, daß er sich niederbeugte
Und sie in Liebe küßte. Sie sah auf
Und gab zurück ihm jeden Blick der Liebe.

„Und wenn wir bald vereint zum Altar treten —“
Begann sie. Aber er ward plötzlich bleich,
Und seine Stimme klang wie Stahl so hart:
„„Du weißt, Geliebte, warum frägst du wieder,
Du wirst mein Weib. Doch bindet uns kein Priester,
Denn diese Täuschung unsers eigenen Glaubens,
Sie sei uns fern am Anfang unsers Weges!““

Da flog ein Purpurschein, wie über Gipfel
Das Abendroth, hin über ihre Stirn:
„— So sollten wir allein das unterlassen,

Was alle Andern immer thun und thaten?!"
„„Wir sind uns selbst genug; und unsre Wahrheit,
Was frägt sie nach der Lüge wohl der Andern?""
„So lügen alle, die die Kirche bindet? —"
„„Sie lügen nicht, wenn sie noch glauben können.
Sie lügen, wenn ein frevelnd Possenspiel
Mit dem sie treiben, was noch Andre ehren!
Sie lügen, wenn sie, lässig in der Wahrheit,
Auch diesen Schritt in lauer Feigheit thun,
Der ihnen kein Bedürfniß mehr, nur Pflicht!""

Da schwieg sie, und die Röthe wich der Stirn.
„Du brichst der Mutter weiches, gutes Herz —
Du rufst den Zorn des strengen Vaters wach —
Sie werden mich verstoßen — und was dann?
Und alles das um einer Laune willen,
Weil du aus Trotz die eine Bitte nicht,
Die erste Bitte nicht erfüllen willst."

„„Du bist ein Kind, und redest wie ein Kind.
Die Wahrheit ist dir noch ein buntes Kleinod,
Mit dem du dich in frohen Tagen schmückst,
Um es von dir zu legen, wenn es drückt.
Wir aber wollen wahr sein bis in's Herz,
Mit Worten nicht, nein, wahr in unserm Leben,
Und wollen mit der alten Lüge nicht
Betreten unsers neuen Lebens Heimath.""

Er stand, das strenge Auge starr gesenkt.
Auf ihren Zügen kämpfte Angst und Liebe.

„Und wenn ich nun nicht kann? — nicht kann! — nicht
kann!“
Da sprach er hart, und in ihm schwieg die Liebe:
„„So bist das Weib du nicht, das —““ aber sie
Schrie schmerzlich auf, und sprach dann bebend weiter:
„Das du zu lieben glaubtest!“ — und sie weinte.
„„So bist das Weib du nicht, das stark genug
Um wahr zu sein! — wie ich dich liebe, weißt du.““
„Und ist die Liebe nicht das Größte? größer
Als alle jene Worte: Wahrheit — oder —“

„„Nein größer ist die Wahrheit,““ sprach er herb.
„So liebst du mich nicht, und ein Hemmschuh nur
Am Rade deines Wollens wäre ich —“
Und Schweigen lag wie Schatten zwischen Beiden.
Doch einmal noch klang ihrer Stimme Ton.
„So ist es besser, wenn das Band sich löst,
Das sich zum Knoten doch nicht schürzen will —“

Er schwieg und sah mit starrem Blicke nieder,
Und kämpfte seines Lebens schwersten Kampf.

Da rollte klirrend auf den Boden nieder
Ein Ring — und als er aufsah, war der Platz,
Wo sie gestanden, leer. Ihr Name klang,
Ein Aufschrei, durch die Stille. Wilde Sehnsucht
Und heiße Liebe in dem einen Worte —
Und dann sank unter er in Nacht für immer.

* *
*

Der Tag hat längst sein müdes Aug' geschlossen,
Und Dunkel liegt rings an den hohen Wänden.
Die beiden Hände auf der Stuhleslehne
Und vor sich hin mit großen Augen starrend,
So steht der Mann, wie steingemeißelt, da.
„Wahr! wahr! — wahr sein allein um deren Achtung,
Die alle dich verlachten oder schalten? —
Um ihre Achtung?! — nein, um nichts, um nichts,
Als um das eine, elende Bewußtsein,
Wahrer zu sein, als alle andern sind! —
Doch wann hat Wahrheit jemals Glück gebracht?
Nein, Elend nur, und Einsamkeit, und Spott,
Und Bitterkeit, und Fluch, der nimmer endet!"

Und seine Finger greifen in das Leder,
Und mit den großen, trüben Augen stiert er
Wie ein Verlorener in das Dunkel hin.

Mathilde.

Lache, Mathilde, lache! — Wozu
In verspottetem Streben, in ärmlicher Ruh
  Leben, Mathilde, leben?
Sieh' um dich: was hat dich dein Leben gelehrt?
Und sage: es ist einer Thräne nicht werth —
  Lache, Mathilde, lache!

Verlache, Mathilde, die frevelnde Welt,
Sonst wirst du selbst durch ihr Lachen gefällt,
  Drum lache zuerst du, Mathilde!
Wirf ihr in's Antlitz den schneidendsten Hohn!
Die Welt verdient keinen besseren Lohn!
  Lache, Mathilde, lache!

Nicht lebst, wie die Andern, Mathilde, du.
Du kennst keinen Frieden, du kennst keine Ruh —
  Du mußt denken, Mathilde, denken!
Du hast deine Jugend in Fetzen zerdacht,
Sie haben dich alle, dich alle verlacht —
  Und du lerntest verachten, Mathilde!

Ich sah dich im schimmernden Saale zur Nacht,
Vom Taumel ergriffen, von Lust durchfacht,
  Tanzen, Mathilde, tanzen!
Du lagst an der Brust mir, ich trank deine Gluth,
Und über uns rauschte die wogende Fluth
  Zusammen, Mathilde, zusammen!

Da lachtest, Mathilde, da lachtest du!
Kein Kind in zufriedener, seliger Ruh —
  Ein Lachen, wie Wehruf, Mathilde!
Und ich sah in dein Herz, ich sah deinen Schmerz,
Sah im Auge die Angst, auf der Lippe den Scherz
  Der Lüge, Mathilde, der Lüge!

Und die Nacht war so süß, und die Nacht war so schwül,
Und zur Liebe lockte der schwellende Pfühl,
  Uns aber ist sie zerronnen —

Wir genossen sie nicht, wir waren allein,
Und träumten auf einsamem Lager voll Pein
  Von süßen, verschwiegenen Wonnen!

Und ich sah dich, Mathilde, als Jahre dahin.
Ich sah dich gebrochen, verworren den Sinn,
  Gealtert, Mathilde, — geschändet!
Ich aber, ich hatte das Leben verhöhnt,
Und alles ertötet, was je es versöhnt —
  Ich lachte, Mathilde, ich lachte!

Ich verlor meine Heimath, die Ehre du —
Nun zu, Mathilde, nun zu, nun zu,
  Nicht fern, nicht fern ist das Ende.
Ich rufe, Mathilde, ich rufe dich,
Du hast auf der Erde nur einzig noch mich,
  Komm zu mir, komm zu mir, Mathilde!

Horch, hörst du, wie gellend ein Lachen klingt?
Horch, hörst du, wie näher und näher es dringt?
  Das ist unser Leben, Mathilde.
Es geht schon zu Ende — empor drum, empor!
Verloren ist nie, wer sich selbst nicht verlor —
  Und auch wir können lachen, Mathilde!

Wir denken an Liebe und Lust nicht mehr.
Das alles erscheint uns verächtlich und leer,
  Wir wollen nur lachen, Mathilde!
Ein Fluch ist das Leben, ein Hohn ist ein Gott,
Du wähle: zwischen Verzweiflung und Spott —
  Kein Drittes für uns noch auf Erden!

Lache, Mathilde, lache! — Wir sehn
Den Tod auf den Bergen der Ferne schon stehn,
  Und eilen ihm taumelnd entgegen.
Und wenn uns das Leben um Alles betrog,
Der Tod ist der Einzige, der niemals log —
  Lache, Mathilde, lache!

Ich kenne, Mathilde, ich kenne dich:
Als von deinen Pfaden die Sonne wich,
  Da kannte ich dich, Mathilde!
Und als du verzweifelnd und schreiend lagst,
Und als du die Ketten hohnlachend zerbrachst,
  Da war ich dir nah, Mathilde!

Und weil du gedacht, wie kein Weib je gedacht,
So liegt nun in Asche die flammende Pracht,
  Und du kannst nur noch lachen, Mathilde!
Drum, ehe der Wahnsinn das Hirn dir zerfrißt,
Drum, ehe verfallen dem Tode du bist,
  Lache, Mathilde, lache!

O lache, Mathilde, so gellend und laut,
Daß Allen, welche dich hören, es graut —
  Lache, Mathilde, lache!
O lache, Mathilde, daß es der Welt
Wie Lachen der Hölle im Ohre gellt,
  So schneidend, Mathilde, so schneidend!

In meine Arme, betrogenes Weib!
Ich will auf den Armen den bebenden Leib
Dem Tode entgegen tragen!
Und hast du noch Kraft, wenn du fest mich umschlingst,
Zu lachen, indem mit dem Tode du ringst,
Dann lache, Mathilde, dann lache!

Die Lacher.

I.

Er war ein Knabe noch. Sein Lachen quoll
Von seinen Lippen froh und frei: es scholl
In's Herz von Allen, die es hörten.
Es rieselte wie Silberstrom vom Stein;
Wie Lebenswärme drang's durch Mark und Bein —
Doch fremd klang es den Seelen, den verstörten.

Und Jahre gingen. Da im Freundeskreis
Saß er: die Stirne freudehoch und heiß.
Ein Fremder saß ihm gegenüber.
Da — als er lachte in dem alten Muth
Traf ihn ein Blick aus dessen Auge: Gluth
Und Spott gemischt, wie Schattenhauch, wie trüber.

Und schärfer sah er auf den Fremden hin.
Und plötzlich ward ihm klar des Blickes Sinn.
Er fühlte, jener Mann verlachte ihn.

Und schärfer sah er in sein Angesicht,
Das ernst und bleich zwar, aber höhnisch nicht,
An ihm vorüber jetzt zu sehen schien.

Und er stand auf, und stieß den Stuhl zurück.
Und schon war's ihm, als weiche alles Glück
Von seinen Wegen, weit und weiter.
Und er ging heim — auf seiner Stirne lag,
Auf seiner Jugend wie mit einem Schlag
Ein Schattenstreifen — und er wurde breit und breiter —

II.

Nie lockte ihn des Lebens Schmeichelton.
Er ging in seiner Jugend Pfade schon,
Wo selten viele Menschen gehen.
So war er meist allein; gewohnt, daß ihn
Der Schmerz mit seinem Dämmerlicht beschien;
Gewohnt, das Fernste stets sich zu erspähen.

Sein Lächeln war des Schmerzes Lächeln nur;
War wie des Sternes Licht, wenn er die Flur
Der Erde flieht im Niedergleiten.
Er sah die Andern und verstand sie nicht,
Denn trüb, wie Qualm sich mischt mit Morgenlicht,
Zog durch sein Haupt hin der Gedanken Streiten.

Nur einmal saß auch er im frohsten Kreis.
Die Worte schwirrten lachend, laut und heiß
Um ihn. Doch er blieb still in sich gesenkt.
Er dachte Fernes. Einmal nur sah er
Wie ungeduldig auf. Da sah er — der —
Der ihm genüber saß, den Arm verschränkt,

Sah ihn mit kaltem Blick des Hohnes an,
Fast mitleidig — doch als er wieder dann
In's Aug' ihn faßte, sah er lachend fort,
Mit jenem frechen Lachen, mit dem so
Sich über unverstandene Schmerzen roh
Der Seichte hebt, wie ein gedunsenes Wort

Sich stets die klarste Wahrheit dienstbar macht.
— Doch er fuhr auf! und hat gelacht! gelacht
Zum ersten Mal, indessen Purpurflammen
Sein Antlitz überzog. Ihm klaffte jäh
Ein Abgrund auf, und nieder zwang sein Weh
Er stark, und lachte! vor ihm aber schwammen

Die Bilder seines Lebens. Und von Stund'
Hing er in laute Menschenschwärme, und,
Und lachte, lachte, lachte — lachte! — lachte!! —
Doch kam sein Lachen nicht so recht von Herzen.
Es war als spotte er der eigenen Schmerzen
Darum allein, daß man sie nicht verachte!

Der tote Fremde.

Es ist ein Geheimniß geblieben. Kein Mensch sah wieder ihn je,
Und seines Sterbens Kunde trug rückwärts kein künden-des Wort.
Seinen Leichnam trieben die Fluthen. Am Morgen warf ihn die See
Auf gleißende Sandesflächen, und nahm am Abend ihn fort.

Seine Kleider zerfraß die Feuchte. Sein Fleisch zernagte der Wurm.
Die toten Augen zerstach der Sonne glühender Brand.
Am dritten Abend trug ihn weit über die Woge der Sturm,
Und kein vierter Morgen warf ihn zum viertenmale an's Land.

Es ist ein Geheimniß geblieben. Sie wußten nicht, wer er war,
Und woher die Woge gekommen, die an ihr Land ihn trug.
Doch am Strande standen sie flüsternd in ängstlich-gedrängter Schaar,
Und sie wähnten der Tote, er käme den Lebenden — ihnen! — zum Fluch.

Sie rührten ihn nicht. Doch wenn Abends die sterbende Sonne sank,
Dann standen sie wartend, bis ihn die Fluth vom Ufer nahm.
Und wenn am anderen Morgen die Sonne die Fluthen trank,
Dann sahn sie, wie wieder geschwommen der tote Fremde kam.

Drei Tage so und drei Nächte. Doch nach dieser Stunden Schlag,
Da nahm die zerfallende Leiche das Meer für immer auf.
Und sie standen wartend am Strande. Es kam der vierte Tag.
Doch sie sahen den Toten nicht wieder, und sie athmeten alle auf.

Es ist ein Geheimniß geblieben. Sie wußten nicht, daß dieser Mann
Einst über die Ferne der Länder getragen der Wahrheit Licht.
Und daß auch ihre Sinne er lösen wollte vom Bann
Der irrenden Lehre der Sünde. Sie aber wußten es nicht.

Nun war er als Toter gekommen. Und keiner kannte ihn.
Und die verwesende Lippe des Toten zu Keinem sprach.
Und sie hatten ihn fast schon vergessen, als der fünfte Morgen erschien
Und sie lebten in Dunkel weiter. Doch das Dunkel war ihnen wie Tag.

Meerfahrt.

And as a full field charging was the sea,
And as the cry of slain men was the wind

Algernon Charles Swinburne.

1.

Frühmorgen eines kalten Nebeltages . . .
Weißgraue Schleier um die Masten weben.
Der Hafen schlafbefangen . . . Reg'ren Schlages
Herrscht nur an Bord des Dampfers schon das Leben.

Wie alle Sinne straffer schon sich spannen!
Da bringt ein Boot die letzten Passagiere.
Ich stehe wartend, daß das Schiff von dannen
Zu einer neuen Küste hin mich führe.

Die Nebel lichten sich. — Ich sehe, wie
Vom Lande sie mit weißen Tüchern winken
Den Scheidenden . . . So fühlte ich noch nie
Mein Leben spurlos hinter mir versinken!

2.

Das Boot stößt ab. Der Anker rasselt auf —
Die uns noch hielt, die letzte Fessel, fällt.
Und nun, mein Schiff, beginne deinen Lauf,
Du bist auf lange nun mir meine Welt.

Dein Boden wird mir Heimath, eng begrenzt,
Doch fliegen weit die flatternden Gedanken . . .
Schau hin: die Sonne steigt. Sie überglänzt
Die Dächer und die Thürme dort, die schlanken.

Stumm gleiten hin wir durch den Mastenwald,
Die letzten Häuserreihen ziehn vorüber . . .
Die Ufer werden kahler schon und trüber —
Ein Weh packt mich mit seltsamer Gewalt!

3.

Nun ist das letzte Land dem Blick entschwunden.
Ich lege meine Hand fest auf mein Herz,
Und fühle es: die Hoffnung, die gesunden
Mich nimmer ließ, starb mit dem letzten Schmerz.

Ich weiß es jetzt: wir sehen nie uns wieder! —
Und dieses Wissen heißt mich ruhig sein.
Sieh trauernd länger nicht zu Boden nieder,
Denn Du verlorst nur, was doch niemals Dein — —

Erhebe Deinen Blick und laß ihn still
Auf diesen Wassern ruhn, den unbewegten . . .
Versuche, ob Dein Herz nicht schlummern will
Nach so viel wachen Nächten, wild-erregten!

4.

Noch eben sah ich sie sich eifrig müh'n,
Sich viel von „schöner Reise" vorzugaukeln.
Wie bald jedoch den frohen Muth entflieh'n!
Warum? — Das Schiff fing mählich an zu schaukeln.

Wie die Gesichter ringsum jäh erblichen!
Den Einen sah ich nach dem Steward rufen,
Den Andern kauern auf der Treppe Stufen —
Die Meisten sind verstört hinabgeschlichen.

Auf dem Verdeck ist's stiller nun geworden.
Nur Wenige sind seefest noch geblieben.
Es rauscht das Meer in volleren Akkorden:
„Ich liebe die nur, die mich wieder lieben!"

5.

Einförmig wechseln auf dem Meer die Stunden.
Ihr Schlag verhallt im uferlosen Raum.
In dieser Stille — welch' ein froh Gesunden!
Hier gleicht Dein Leben wahrlich einem Traum.

In selbstzufriedener Ruhe stirbt der Tag.
Das Meer so spiegelglatt, so wolkenlos
Der Himmel — was da weiter kommen mag,
Vergißst du in des Friedens stummem Schooß.

Und Dir kommt kein Gedenken, daß schon bald
Der Himmel sich bedecken kann, erwachen
Das Meer mit ungebändigter Gewalt —
Du träumst ihn weiter, deinen Traum, den schwachen.

6.

Nun taucht der rothe Mond in dunkle Fluthen.
An Bord erstirbt gemach das laute Treiben.
Ich sehe jetzt das Meer mit Silbergluthen
Flüssige Worte in das Dunkel schreiben.

Doch nur die Nacht versteht die stummen Lettern,
Des Meer's Geheimniß, wie sie selbst unendlich.
Mit trübem Auge schaut von schwanken Brettern
Der Mensch die Spuren, nimmer ihm verständlich.

Er ahnt nur, wie in diesem stummen Tauschen
Die Ewigkeiten ineinanderbranden . .
Er schaudert — und er möchte mehr erlauschen —
Und sieht und hört — was nie er noch verstanden!

7.

Eintönig rauschend an des Schiffes Wände
Schlägt leiser bald, bald gieriger die Fluth.
Das enge Bett betasten meine Hände,
In halbem Schlummer nur der Körper ruht.

Ich lausche fiebernd auf das tück'sche Grollen . . .
Ein trübes Licht bescheint den engen Raum.
Wie seltsam klingt der Wogen dumpfes Rollen!
Hoch hebt, tief senkt das Schiff sich wie im Traum.

O wäre diese bange Nacht vorbei! . . .
Gedanken, längst entschlafene, steigen auf.
Ich presse in die Brust zurück den Schrei,
Und möchte Flügel leih'n des Schiffes Lauf!

8.

Doch das rauscht weiter in derselben Schnelle.
Gefangen liege ich in bangen Träumen.
Es ist jetzt meine Welt — daß sie zerschelle,
Bedarf's nur einer Woge jähes Bäumen.

Da stöhnt ein Schläfer auf . . . hinweg, Gedanken!
Was liege ich allein noch fiebernd wach?
Was krümmt mein Geist sich in den engen Schranken?
Entschlummere jetzt, bald kommt der neue Tag.

Es hebt und senkt in stät-unstätem Gleiten
Das Schiff sich — und die Fluth murrt an der Wand,
Die gierig-leckende — das sind die ewigen Weiten,
Die Du so heiß ersehnt vom sichern Land!

9.

Wie tief ich diese reinen Lüfte trinke!
Wie scharf ich auf dies hehre Branden lausche!
Indeß ich heimlich an die Brust Dir sinke,
Und mit Dir Worte alter Liebe tausche.

Mein altes Meer! Du trägst mich diesmal weit.
So wollen wir in diesen nächsten Tagen
Uns miteinander, wie in alter Zeit,
So gut und herzlich diesmal auch vertragen.

Und hast du selbst im Sinn, mich zu verderben,
Du weißt: ich schaudere nicht bang zurück,
Und sollte meine Stunde nah'n — nur Glück
Erschiene mir's, in deinem Arm zu sterben.

10.

Doch lieber laß mich leben. Einmal noch
Ein dämmernd Glück in Dämmerfernen suchen.
Denn sieh: des Lebens aufgezwängtem Joch
Verlernte ich in jähem Trotze fluchen.

Vergönn' mir's, dich in alter Pracht zu sehn,
Die weißen Locken durcheinander schüttelnd,
Im Kampfe mit dem Sturm dich machtvoll stehn,
Und an den Festen dieses Himmels rüttelnd!

Laß mich dich sehen buhlen mit der Nacht,
Mit ihres Windes feuchtem Wehen kosen . . .
Und ihr verschwenderisch in wilder Pracht
Hinstreuen deiner Wogen bleiche Rosen . . .

11.

Und so zerrannen Tage nun und Nächte . . .
Das Meer war träge, und die Sonne lag
Tagsüber auf der blauen Fluth . . . ich rechte
Mit dieser Stunden einförmigem Schlag.

Der Geist erschlafft in dieser ewigen Stille.
In die gedankenlose Ruhe schmiege
Ich thatenlos mein Dasein, und der Wille
Hat keinen Gegner hier, den er besiege.

Am Tage Sonnenglühn und Mond bei Nacht:
Friedvolle Schönheit, welche nie verebbt —
Wo sind die Gluthen, die mich sonst entfacht,
Und wo die Ketten, die ich mitgeschleppt? . .

12.

Wie ich es wünschte, so ist es geschehn . . .
Ich sah den Sturm auf Wolken-Flügeln nahn,
Und sah ihn greifen in die leeren Raan,
Und habe küssen ihn die Fluthen sehn!

Sie jauchzten auf in zügelloser Lust,
Und warfen sich an seine dunkle Brust,
Und wie er sie in seinen Arm geschlossen,
Sind sie in Schaum, die spielenden, zerflossen . . .

Und grollend warfen sie das Schiff umher
Und schlugen krachend über uns zusammen —
Ich aber jauchzte zu dem hehren Meer
Und seines Liebens maßlos-wildem Flammen! —

13.

Was zieht im Westen dort so dräuend auf? . . .
Ein Düster barg den Horizont, den klaren.
Sind's Nebelschleier, die des Schiffes Lauf
Umfinsternd näher sich und näher schaaren?

Schon sind wir eingehüllt . . . Der Dampfer hält,
Und gleitet dann unmerklich weiter nur
In unserm Ohr der Lärm der Pfeife gellt:
Kein and'res Leben kreuze unsere Spur!

Sonst sind dem Tode beide wir verfallen.
Sind's seine Schatten, die uns schon erreicht? . .
Wie dieser Töne langgezogenes Hallen
Durch alle Adern schreckerregend schleicht! —

14.

Der Nebel wich. Es steigt empor das Land,
Wie einst die Göttin aus dem weißen Schaum!
In stiller Sehnsucht schauen wir den Strand —
Noch däucht er uns ein duftgeborener Traum.

Es ist kein Traum! ... Das Licht hebt sich empor ...
Wir wissen nun, es wird uns nicht entschwinden.
O soll ich wieder, was ich einst verlor,
Auf dieser neugeschenkten Erde finden?!

Tauch' unter, Wahn — nur auf die ewige Fluth,
Auf die geliebte, laß mich scheidend schauen ...
Gebändigt ist der Seele wilde Gluth —
Ich will der Zukunft einmal noch vertrauen! ...

Nach- und Ausklänge.

Einmal wird der Liebe Buch geschlossen,
Und die Klänge klingen nach und aus,
Und was wir gelitten und genossen
Liegt weit hinter uns, wie Sturm-Gebraus.

Und zur allgemeinen Liebe weitet
Sich die Liebe unserer Jugend dann,
Jener Drang, der uns bis da geleitet,
Liegt gebeugt in höherer Liebe Bann.

Und wenn einmal dieses Buch geschlossen,
Niemals wieder schlägt er es mehr auf.
Was er nicht gelitten und genossen
Bringt zurück ihm keiner Jahre Lauf.

Doch die Jugend hat ein Recht zu leben,
Und ein Recht zu sagen, was sie lebt,
Und der Mensch, er wird den Menschen geben,
Was im Herzen einst nur scheu gebebt.

Nach- und Ausklänge.

So laß die Tage noch einmal
An dir vorüberziehen,
So schön, so still, wie du sie sahst
Aus deinem Leben fliehen.

Es fällt ein heller Sonnenstrahl
In dein Gedenken — leise
Küßt er die denkensmüde Stirn
Auf alte, liebe Weise . . .

Nachklänge.

I.

Laß die Erinnerungen niedertauchen,
Und ihre Bilder ineinanderfließen . . .
Dein Sommer starb in herbstlich-kühlen Hauchen,
Es starb dein Leiden — es starb dein Genießen!

Du wirst sie nie im Leben wiedersehen,
Die nun im Arme eines Andern liegt,
Denn Frauen-Liebe ist wie Düfte-Wehen,
Das vor dem ersten herben Hauch zerfliegt . . .

II.

Du bist das Letzte, was mir noch geblieben.
Für dich nur habe ich ein letztes Lieben
Aus einer sternenlosen Nacht gerettet.
Es ist das Letzte, was ich geben kann.
Wenn auch dies Letzte schwindet, dann, ja dann
Ist nichts mehr, was mich an das Leben kettet.

Wer noch geliebt wird, der ist nimmer frei!
Wie schwach das Band, das ihn noch hält, auch sei,
Er will das Herz, das sein ist, nicht verderben.
Und wenn du mich nicht liebtest, o ich nähme
Dem frechen Leben seine Macht — ich käme
Zu dir, der Sterbenden, bei dir zu sterben!

III.

Du hast dich in dein eigenes Bild vertieft.
Sprich, reden diese lächelnd-frohen Züge
Von ihr dir nicht, der nie in's Aug' du sahst,
Von deines Lebens tiefgeheimer Lüge?

Du kannst dich selbstvergessen Tag für Tag,
Doch jetzt, wo du dich hüllenlos mußt schauen
Klafft deines Daseins Zwiespalt dir nicht auf,
Will dir nicht vor dem eigenen Räthsel grauen?

IV.

Es sind andre Tage, die gekommen,
Und das Beste haben sie genommen
mit sich fort.
Was die nun Entflohenen uns gelassen?
Wenig und doch viel: ein müdes Hassen,
und ein Wort.

Und ein Wort! das ist von allem Lieben
Uns als Fluch für alle Zeit geblieben.
Wie es heißt?
Seinen Sinn verstehen nur wir Beide,
Nur wir fühlen, wie von Leid zu Leide
es uns reißt . . .

V.

Laß Thränen auf meine Stirne
Thaun, wie auf Gräser die Nacht,
Wenn schauernd aus ihren Armen
Die durstende Erde erwacht . . .

Wie die Sonne am hohen Mittag
Auf den Wangen der Erde ruht,
So küsse du meine Lippen
In schweigend nur athmender Gluth . . .

Wie die Erde sich schmiegt an den Abend,
Wenn er sie dem Tage geraubt,
So lehne an meine Schulter
Dein schönes, dein müdes Haupt . . .

VI.

Im Nebenzimmer saßen wir.
Mein Arm hielt dich umfangen.
Es klirrten an deinem Hand-Gelenk
Die goldenen, glitzernden Spangen.

Du nahmst in deine Hände mein Haupt,
Und deine Küsse sanken
Auf meine fiebererglühte Stirn,
Ertötend alle Gedanken.

Du warst so schön, wie ich nie dich sah
In deinem wilden Begehren —
Dein Auge strahlte in heißer Lust,
Als wollte es Liebe mich lehren.

Und in dem Saale verstummte gemach
Der lustentfachende Reigen,
Und durch das Fenster sah scheu herein
Des Morgens athmendes Schweigen . . .

VII.

Das Himmelsgewölbe umzog der Sturm,
Die Gipfel erschauerten bang,
Und rauschend flog den dämmernden See
Ein Zug von Schwänen entlang.

Die weißen Fittiche leuchteten hell
Durch das Düster herüber zu mir —
Ich dachte an dich — und lautlos zog
Die sehnende Seele zu dir . . .

VIII.

Ich möchte keines dieser Jahre wenden
Zurück die Stufen, die sie schon gegangen.
Zu viel des Kummers floß aus ihren Händen,
Zu tief hat sie umschattet einsam Bangen.

Nur eine einzige Stunde! . . . jene eine,
Ich möchte sie noch einmal ganz durchleben:
Ich wartete auf dich beim Zwielicht-Scheine —
Du kamst, um endlich ganz dich mir zu geben!

IX.

Da bricht mit Ungestüm der Schmerz hervor
Um Stunden, welche lange schon vergangen!
Ich weiß: ich werde, was ich einst verlor,
Im Leben nimmer wieder mir erlangen.

Und nicht im Tod! — das Leben führt uns nicht
Auf fremden Wegen einmal noch zusammen —
Denn deine Liebe ist ein klares Licht,
Und meine ist nur züngelnd-wildes Flammen! . . .

X.

Nur einen Wunsch! —: es möge in der Stunde,
Da sich zum Sterben deine Tage neigen,
Aufklaffen eine längstvernarbte Wunde,
Und einen, einen Tag dir wieder zeigen!
Mehr nicht! Nur dieser Wunsch. Dann wird mir Alles,
Um was ich bat, als du mich von dir stießest;
Dann würdest einmal fühlen deines Falles
Sühnlose Schmach du, wenn mit jäher Hand
Der Dämon sich enthüllt, der dir erstand
In jener Stunde, als du mich verließest!

Der helle Tag.

Der helle Tag mit seinem Sonnenzittern
Mahnt mich an einen andern, hellen Tag,
Den längst ich wähnte schon im Grabe wittern.
Ich denke seiner, ob ich auch nicht mag.

Begrabene Schuld steigt wieder mir empor,
Die Niemand mir, dem Elenden, vergiebt:
Daß ich noch lebte, seit ich dich verlor, —
Und dann die größere: daß ich dich geliebt! —

In der Mitte.

Weshalb bist du nicht bei mir? — Ach, die Tage,
Sie wechseln in gleichgültigem Stundenschlage,
Und einer nur darf dich mir näher bringen,
Damit des nächsten allzuhastige Schwingen
Dich in die Fernen tragen, deren Glänzen
An meiner Wünsche fernstes Ziel nur grenzen
Und rühren darf — —. Nur wenige, kurze Schritte,
Und du bist bei mir: doch — da — in der Mitte,
Da liegt, was keine Sehnsucht überfliegen,
Was nicht das Zürnen der Empörung biegen,
Und was kein Wort der Wahrheit brechen kann!

Zauber.

Wie Alles mächtig in mir fluthet,
Ein Lebenstrieb — zu dir zu gehn . . .
Ein Wunsch durch meine Sinne gluthet:
Ich möchte einmal nur dich sehn!

Und fühle bang: ich mag vertrauen
Auf diese oeden Tage nicht,
Denn meine Sehnsucht will dich schauen
Von Angesicht zu Angesicht! . . .

Dein Bildniß — — ach, ich starre sehnend
Auf deiner Züge Zauber hin,
In dieser seltenen Stunde wähnend,
Daß ich mit dir vereinigt bin.

Doch schon zerflattern diese Träume.
Die kranke Sehnsucht packt mich an . . .
Ein Schrei nur irrt durch leere Räume:
Wann löst sich dieses Zaubers Bann?

Vielleicht, wenn meine Jugendtage
In Angst und Nacht gestorben sind —
Vielleicht, wenn einst mit müdem Schlage
Die Stunde dir vorüberrinnt — —

Nächte der Liebe.

1.

Genießen.

Deine Blicke trafen mich von ferne —
Und ich schaute in die tiefen Sterne!
Nach den Lippen stahl sich mein Verlangen —
Und ich durfte an den süßen hangen!
Deinen Leib hab' ich für mich begehrt —
Meiner Liebe hast du nicht gewehrt! —
Wie ich das dir danke! — So genießen
An dem Morgen einer reichen Jugend,
So verlachen lendenlahme Tugend,
Da muß alle Lust des Lebens sprießen! . .

Was ich dir gab, hast du mir gegeben —
Beide gaben wir uns unsre Leben,
Unsrer Liebe gluthendes Verlangen
Stillten ohne Zaudern wir und Bangen.

Und das sollte nun mich noch gereuen?!
An Vergangenem will ich noch mich freuen,
Denn die Liebe, welche länger dauert,
Als des Sommers kurze, holde Nacht,
Wird vom Hauch des Tages überschauert —
Und wir haben wohl daran gedacht.

Wir genossen wenig kurze Stunden,
Und so plötzlich, wie sie uns gekommmen
Waren sie auch plötzlich uns genommen! —

Werden andre Liebes-Nächte nahen?
Wie wir diese nahn und gehen sahen?
Werden wir auch diese schwinden sehen? . . .

Schöne Lebens-Lust der Griechen-Tage,
Noch bist du nicht ganz uns hingeschwunden!
Von dem Staub des Tags, in dem wir gehen,
Dürfen wir in reiner Nacht gesunden —
Warum also zwecklos-düstre Klage?!

Sieh, die Nacht, wo ich dich mir bezwungen,
Da wir liebdurchglüht uns fest umschlungen,
Diese Nacht voll ungetrübter Lust,
Da wir Menschen waren, Brust an Brust
Uns befreit von jedem Zwange sanken,
Höchste Lust des armen Lebens tranken,
Kannst du sie vergessen?! — nein, ich lasse
Diese Stunden ungemessener Liebe
Nicht für alles, was ich sonst umfasse,
Denn zu wenig wäre, was mir bliebe!

Und so wollen lächelnd wir uns trennen!
Wir, die wir des Lebens Höhen kennen,
Wissen, daß aus stürmischem Genießen
Unsres Lebens schönste Blüthen sprießen! . . .

2.

Erinnern.

Und das Leben hat uns nun getrennt!
Wie im Herzen auch die Liebe brennt,
Auch sie ist dem herben Tod verfallen!
Doch warum soll sie in Weh zerhallen?
Wie wir uns in Liebe schnell gefunden,
Wie wir uns auf Stunden dann verbunden —
Mag das mit den flüchtig-eitlen Winden
Wie der Hauch des Mundes auch verschwinden!
Was uns bleibt — das ist die schöne Freude,
Die in voller Jugend-Lust und Kraft
Wir genossen — was bleibt da dem Leide?
Nichts, was der Erinnerung nicht erschlafft!
Und so wollen freudig wir gedenken
Stets der Stunden — durften sie doch schenken
Uns ein volles Glück. Nur Thoren sagen,
Das sei frevelnd-unsittlicher Wahn.
Und wenn auf der Sinne steiler Bahn
Auch wir gingen — warum das beklagen?

Wer wird Liebe mit der Sitte messen?
Und die Stunden, jene ungetrübten,
Wo wir uns mit Leib und Seele liebten,
Wollen wir darum auch nicht vergessen! . . .

3.

Vergessen.

Diese Nächte waren wie ein Traum.
Und ich denke ihrer selten. Kaum,
Daß ein flüchtiges Erinnern sich,
Wie ein loses Blatt im Herbstwind gaukelt,
Vor der nimmermüden Seele schaukelt,
Aus der das Vergangene fast entwich . . .

Es ist gut so . . . Wenn ich zu oft dächte
An die wilde Lust der dunklen Nächte,
Würde mir die Freude doch verbittert,
Die in der Erinnerung mich durchzittert.
Denn die Nächte waren wild-vermessen,
Ihre Lust mit keinem Maaß gemessen,
Und sie wurden wahrlich voll durchlebt!

Auch der Traum an sie, der mich umwebt,
Soll ein Abglanz noch der Wonne sein,
Welche ich in diesen Nächten fühlte,
Da des Lebens brennend-heiße Pein
Liebe — und die Lust der Liebe — kühlte! . . .

Ein Ball.

1.

Da bist du! da bist du!
Ich sehe dich schon!
Schon klingt mir im Ohre
Deiner Stimme Ton.

Ich stehe vor dir:
Wie bist du schön!
Und sah ich dich so schon?
Wie wardst du schön!

In seinen Armen! —
Mein Auge starrt
Auf dich begehrend,
Die meiner harrt.

2.

Ein leiser Ton —
Ein süßer Duft —
Gespürt — und schon
Verweht in Luft.

Der Schleppe Rauschen,
Ein treuer Blick,
Ein Händetauschen —
Wie kurz das Glück!

Zum Fenster lachte
Herein der Mai.
An was ich dachte?
— Du gingst vorbei . . .

3.

Und deine Hand
In meiner ruht,
Ich fühle der Adern
Erbebende Gluth.

Noch halte ich an mich.
Wie lange noch?!
Schon rüttelt mein Wünschen
An diesem Joch!

Da sieht sie eigen
Und still mich an —
Daß diesem Blick ich
Nicht trotzen kann!

4.

Nach so viel Tagen
Ein Wiedersehn,
Im Lichtersaale
Von allen gesehn.

Ich sprach mit dir —
Du sahst mich an.
Ich sah in dein Auge —
Dein Auge sann:

Was kommen wird
In künftigen Tagen,
Und daß sie zu wecken
Ein frevles Wagen . . .

5.

Und muß ich dich immer entbehren,
Und soll es immer so sein,
So bist du in dieser Stunde
Doch völlig mein!

In meinen Armen liegst du.
Das Wort fliegt hin und her.
Ich sehe dein treues Auge —
Und will nichts mehr!

6.

Die letzten Flammen
Erlöschen im Saal.
Wie liegt der Morgen
So nüchtern-fahl!

Von all dem Glanze,
Blieb nichts zurück?
Im brausenden Tanze
Erstarb das Glück?

Und du bist müde . . .
Deines Haares Duft,
Der leise, verweht
In der Morgenluft . . .

7.

Und noch ein Walzer —
Der Ball ist aus.
Uns trägt der Wagen
Vom Feste nach Haus.

Und was wird morgen?
Das alte Leid!
Das fremde Schweigen
Der früheren Zeit!

Sie birgt in den Kissen
Ihr heißes Gesicht,
Und glaubt, ich sähe
Ihr Weinen nicht.

8.

Nach diesen Stunden
Der Tag, wie klar!
Es ist nun wieder,
Wie schon es war!

Du bist gegangen,
Da ward es leer!
Nun naht der Gedanken
Wildblickendes Heer.

Der Andre! — der Andre!! —
Der dich besitzt . . .
O wie mir die Angst schon
Im Nacken sitzt!

9.

Nun ist erloschen
Der kurze Schein.
Nun kommen Tage
Voll stummer Pein.

Wie soll ich tragen
Der Stunden Last —
Wie der Gedanke
Schon nach mir faßt!

Fort! Fort! — ich träume
Zurück mir das Glück.
Die kargen Stunden,
Dich mir zurück!

10.

Ach, einmal wieder
Noch bei dir sein!
Ach, einmal wieder
Sei noch mein!

Ach einmal noch lege
Die leichte Hand
Auf der Gedanken
Verzehrenden Brand!

Ach, einmal wieder
Sei noch mein!
Was sollen denn Beide
Wir elend sein?

11.

Auf deinem Scheitel
Das Kerzenlicht —
Dein treues Auge,
Dein süßes Gesicht —

Deine kleine Hand,
Deine zarte Gestalt —
So rissest du hin mich
Mit jäher Gewalt!

Und alles vorüber!
Und nichts geblieben!
Und alles vergessen!
War das mein Lieben?

Abend und Nacht.

1.

Es war ein Abend im letzten Mai,
Da bin ich durch's Feld gegangen.
Ich sah den Mond wie ein Totengesicht
Zwischen schläfrigen Wolken hangen.

Ein dunkles Bangen mich überkam,
Durch meine Brust rann ein Schauer.
Ich wußte nicht: war's tote Lust,
War es lebendige Trauer?

Ich dachte an eine vergangene Zeit;
An die vielen, vielen Tage,
An denen mit innerer Angst ich nur
Gelauscht auf des Herzens Schlage.

Ich dachte, wie karg nun die Sonne scheint
In dein verödetes Leben,
Und wie so still das meine ward:
Das Hasten, das Aengsten, das Streben.

Das Streben, im Urtheil der Anderen nur
Recht still und gelassen zu scheinen,
Um in den verschwiegenen Stunden dann
Um das Preisgegebene zu weinen.

Ich dachte, wie nutzlos das Leben ist:
Die trüben, die einsamen Nächte,
Die Tage voll Lüge und Gaukelspiel —
Dazwischen das kärgliche Rechte.

Ich dachte deiner, mit der ich vielleicht
Noch glücklich geworden wäre! . .
Und über mir lag, wie mondlose Nacht,
Das Leben mit doppelter Schwere! . .

2.

Und dennoch ging ich nach Haus und schrieb,
Und strich die geschriebenen Zeilen.
Ich wollte ihn zwingen, den flatternden Geist,
In den tönenden Worten zu weilen.

Doch plötzlich warf ich die Feder fort,
Und barg das Gesicht in den Händen,
Und konnte die wilden Gedanken nicht,
Von einem Ersehnten nicht wenden!

Und wieder stieg mir dein Leben auf,
Das reiche, das ersehnte,
Und ich dachte der Nacht, der seligen Nacht,
Da in deinen Armen ich lehnte.

Und alles Andre war Staub und Rauch,
Das Eine war glückliches Leben,
Wenn ich am Morgen den Himmel bat,
Er möge dem Abend vergeben.

Er möge vergeben, daß einmal auch ich
So glücklich, so glücklich gewesen! —
Nun hat aus den Trümmern des Glücks er für mich
Sich die süßeste Rache erlesen!

Er stellt vor das träumende Auge zur Nacht
Ein ewig=verlorenes Eden,
Und zwingt mich am Tage in grausamem Hohn
Mit den leblosen Trümmern zu reden.

Es zwingt mich, die tönenden Worte dann
Vor die Andern, die klugen, zu werfen,
Sie mögen die höhnende Zunge dann
An den Worten der Liebe schärfen.

Und ich lag, in den Händen mein heißes Gesicht,
Und rings kroch stummes Schweigen
An den Wänden empor, als wollte es recht
Mir alles Verlorene zeigen.

Und ich hoffte nichts mehr! Mein Denken zerrann,
Wie im Meere das Kreisen der Wogen,
Und ich fühlte mich tiefer und tiefer hinab
In die Grüfte des Todes gezogen.

Bevor ich starb, da war es mir noch,
Als kämest du leise geschritten,
Und bätest mich um Verzeihung für das,
Was ich um dich gelitten . . .

3.

Und wieder kehrt in die Kreise der Nacht
Der nimmer=müde Gedanke,
Daß er an ihrem Tode sich
Hinauf zum Leben ranke.

Je müder der Tag, desto schöner die Nacht,
Desto stiller, und wehmuthdurchglühter . . . .
So pulst in den Adern der bebenden Hand
Ein Druck, ein scheu gefühlter . . .

Und bebt der Druck von jener Hand
Auch in sein Leben nie wieder,
Ihm läßt das Glück jenes Augenblicks
Die Hoffnung nie sinken darnieder —

So bebt in meine Nächte auch
Das Glück der seligen Tage,
In denen dein Herz an meinem geruht
Mit hörbar=pochender Frage.

Und ist mein ferneres Leben auch
In sternlose Nacht versunken,
Ich habe doch einmal das herrlichste Glück
Mit lechzenden Lippen getrunken! — —

4.

Und immer noch lag in der kalten Hand
Die Stirn, die gedankenmüde,
Als sei es deine eigene Hand,
In die ihren Schmerz sie entlüde.

Ja, einst lag so deine kleine Hand
Auf meinen Phantasien,
Wenn sie in längstgestorbener Zeit
Nach toten Worten schrieen.

O, wüßt' ich, wohin du gegangen bist,
Ich wäre dir nach schon gegangen —
Jetzt aber muß ich in leere Luft
Mit müden Armen langen.

So grübelt der Geist. So schreien nach Licht
Die zuckenden, wilden Gedanken,
Die sonst wie die Nacht in den klaren Tag,
In deine Ruhe versanken.

So jagt mich durch's Leben der freyle Wahn
Ein anderes Glück noch zu finden,
Und fühle ich doch ihn mein Leben nur
An das Verlorene binden.

Ich kann nicht leben ohne Glück,
Und darum muß ich verderben.
Doch ob ich auch weiter nicht leben will,
Ich kann und darf nicht sterben!

— — — — — — — — —

Noch immer sah ich am Himmel den Mond
Inmitten der Wolken hängen,
Doch schienen sie näher und näher schon
Sich um das Licht zu drängen.

Die Nacht zerrinnt; und der Morgen tagt.
Ein Fluch dem feilen Lichte!
Wer sitzt denn dort oben mit eherner Macht
Ueber die Welt zu Gerichte?!! — —

5.

Und die Nacht zerrann, und der Tag begann.
Aufstieg er, wie flammendes Feuer,
Wie unendliche Male empor er schon stieg.
Und dennoch war es ein neuer.

Ein neuer, mit dem das Leben neu
Den alten Kampf soll beginnen —
Doch er wird, wie alle die anderen schon,
Mir kampflos und freudlos zerrinnen . . .

Ausklänge.

I.

Wir schreiten fürbaß, Hand in Hand,
Und sehen nach des Weges Ende.
Es ist der Wunsch in uns entbrannt,
Daß er sich bald zum Ziele fände.

Wir gehen schneller, denn wir sehn,
Wie sich der Himmel schon umdüstert,
Und wie des Abends banges Wehn
In dem gesenkten Laube flüstert.

Nur heim die Seele noch verlangt!
O wir sind beide blinde Thoren,
Daß uns das Herz nicht heimlich bangt
Vor dem, was ewig wir verloren!

II.

Du tratst in den Saal. Da schwiegen
Die Redenden alle. Es ging
Von dir ein leuchtendes Siegen
Der Schönheit, die alle umfing.

Nur ich trat zu dir. Da batest
Du leise, ich möchte gehn.
Ich zauderte noch — da tratest
Zurück du. Ich — ließ es geschehn.

III.

Was ich an dir geliebt? — So wisse:
Es waren deine leisen Küsse,
Erfrischend-kühl, wie Windeswehn.
Es war dein starkes Händelegen
In meine Hand bei Wetterschlägen,
Dein festes mit mir Weitergehn.

Es war, daß du dich mir in Stunden,
Als alles mich verließ, verbunden,
Und nicht geglaubt an meine Schuld.
Und daß du dann bei mir geblieben
Mit deiner immergleichen, lieben,
Unendlich rührenden Geduld!

IV.

Dieses ernste Leben lege
Schweigend ich in deine Hand,
Da auf blüthenduftigem Wege
Dein Weg sich zu meinem fand.

Nicht mit bräutlich-frohen Zügen
Tratst du lächelnd vor mich hin,
Und mich scheuchten dunkle Lügen,
Als ich dir begegnet bin.

Und ich wollte dir vorüber
In verstörtem Wahne gehn.
Da hieß mich ein herber, trüber
Blick erbebend stillestehn.

Keine duftigen Rosen brachen
Von der Hecke wir uns — doch,
Was wir traurig, leise sprachen,
Ließ uns hoffen — einmal noch!

V.

Wir gingen weit schon miteinander,
Seit unserer Jugend Tagen schon.
Und nun — nun klingt in unser Leben
Aus jener toten Zeit ein Ton.

Es kam in diesen langen Tagen
Auch über uns ein müder Tag,
Wo alle Hoffnung wir verloren,
Wo keiner von uns weiter mag.

Wir möchten gern an diesem Tage
Von allen ferneren Tagen ruhn.
Die nächsten ziehen uns vorüber —
Wir fragen muthlos nur: was nun?

VI.

Vielleicht noch einmal! und hochauf sich bäumt
Ein heiß vermessenes Wünschen. Hochauf schäumt
Ein wildes Trotzen — aber leise sinkt
Vernunft hernieder, die die Wahrheit trinkt.

Nicht einmal mehr! . . wir sehen uns nicht mehr.
Die Zeit wirft trüben Schlamm den Thoren her.
Du dort — ich hier — so stehn wir beide fern.
Doch uns zu Häupten noch derselbe Stern!

VII.

Du wußtest, daß du sterben würdest.
Da trat zu dir ein letztes Hoffen.
Doch keiner sprach zu dir: was bürdest
Du dir noch auf, zu Tod getroffen?

Man wollte dir den Trost nicht rauben,
Ließ dich mitleidig-schweigend sterben.
Ich weiß: du hofftest ohne Glauben,
Nur wolltest stumm du nicht verderben.

VIII.

Nun blühen die Syringen
Vor meinem Fenster; es singen
  Die Nachtigallen — es ist
Nun plötzlich Frühling geworden.
Ich sinne: an welchen Borden
  Weilst du zu dieser Frist?

Ich muß in diesen Nächten
Mit meinem Schicksal rechten,
  Das mich dir ferne hält.
Denn stark in diesen Tagen
Durchbebt nach Liebe ein Fragen
  Die sonnendurstige Welt.

Wie waren in vorigen Jahren
So schön die Nächte: da waren
  Im Frühling beisammen wir.
Wie ist das anders geworden!
Ich sinne: an welchen Borden
  Weilst nun du — ferne mir? —

Reflexe und Gebilde.

Etwas Phantasie — etwas Leidenschaft — und ein ganzes, eigenes Leben!

Ja, ja — u. s. w. . . .

Zusammen.

Es war der Herbst genaht mit kalten Schauern.
Die Welt durchzuckte ein geheimes Trauern.
— Und sie sprach immer weniger. Der Ton
Der kranken Stimme klang wie sterbend schon.
„Wie kühl die Tage werden," klagte sie.
Da bat ich sie, von Angst erfüllt: „Entflieh!
Dem Süden zu, wo lind die Lüfte wehn!"
„Ich will noch diese Rose sterben sehn,"
So sagte sie, „sie ist von all' den andern
Die letzte; wenn sie stirbt, dann wollen wandern
Wir — du und ich — dahin, wo's Frühling ist.
Laß mir noch in der Heimath diese Frist!"
Ich schwieg. Ein Tag — und noch ein Tag verging.
Die Rose blühend noch am Strauche hing.
Und noch ein Tag — da starb der Rose Pracht.
Doch auch sie starb in derselben Nacht.

Drei Namen.

Drei große Namen nannte dies Jahrhundert.
Von mir geliebt gleich heiß, und gleich bewundert:
Grabbe der erste; Heine in der Mitte;
Anette Droste-Hülshoff als die dritte.

In allen drein die gleiche Leidenschaft.
Felsblöcke hat der Eine sich errafft.
Am Spotte Heine seinen Schmerz geschliffen.
Und nach dem reinen Wort das Weib begriffen.

So ganz, so ganz verschieden alle drei:
Grabbe kein Schmerz, nur ein Empörungsschrei.
Der zweite eine Seele, doch kein Herz.
Und sie — ein Herz voll abgrundtiefem Schmerz.

Der erste rauh: zerklüftet Felsgestein.
Der andere wie Demant-Funkelschein.
Und auf der Blüthe sie der Morgenthau,
Die einzige, die wunderbare Frau.

Der erste weniger sagend, als er wollte,
Die Zunge halbgebunden — doch er grollte.
Der zweite Alles sagend, und noch mehr.
Und sie — lies eines ihrer Worte leer!

Der Riese einsam, ein gebrochener Blitz.
Und er des Lebens schauerlichster Witz.
Sie allzutief, und darum unverstanden.
Und alle drei in ewiger Schwermuth Banden!

In der Fremde.

I.

Ich las die just geschriebenen Zeilen,
Und lies die Feder wieder sinken.
Mein Geist begann mir zu enteilen,
Um fremder Ferne Luft zu trinken.

Ich sah bei stillem Kerzenschimmer
Um mich, die du verlorst, dich weinen —
So ist es heute, war es immer,
Daß sich mein Geist schmiegt an den deinen!

Gewiß ist meiner Worte Glänzen
Ein Wiederschein nur der Gedanken,
Die jetzt um deine Stirne kränzen,
Die jetzt vor deiner Seele schwanken . . .

II.

Vielleicht auch — ach, ich mag's nicht denken! —
Vielleicht hast du mich längst vergessen.
Um andern Frauen dich zu schenken,
Um andre Bahnen zu durchmessen.

Und während ich hier ruhlos ringe,
Liegst du an eines Weibes Brüsten,
Und während ich mich dar dir bringe,
Schwelgst du in fremden, eklen Lüsten.

Und hast vergessen, daß wir Beide
Vereint nach einem Höchsten rangen —
Gewiß, du lebst — und ich, ich leide,
Heute, wie stets, seit du gegangen!

Die Wand.

Die Wand — die Wand! — und er kam nie hinüber.
Sein Thun — es war das Thun des Andern nur.
Sein Fühlen nicht —: er fühlte wie ein trüber,
Lebloser Schatten folgte seiner Spur.

Er war nicht glücklich. Denn der Wahrheit Laute,
Sie hallten zu vernehmlich in ihm nach.
Doch allzuhoch die Lüge ihn umstaute —
Die Wand — doch wo die Kraft, die kühn sie brach?

Und er kam nie hinüber! — Zwischen Sollen
Und Wollen lag die Wand — die Wand — die Wand —
Drüben die Wahrheit — seinem liebevollen,
Zu weichen Herzen nur ersehnter Strand!

Die Freien nennen Knecht ihn — kein Erbarmen!
Erbarmen werde dem verstoßenen Recht!
Er lag im Schooße nicht des Glücks, dem warmen —
Und dennoch nennen wir ihn herbe: Knecht!

Späte Jugend.

Ihm waren frühe Jahre
In Angst und Qual zerronnen —
Man hatte ihre Sonnen
Mit Schleiern ihm umsponnen.

Und ihm blieb nichts von jenen
Verlorenen, ersten Tagen.
Du hörtest nie ihn sagen,
Von dem, was er getragen.

Die Jugend war gegangen,
Als er mit starkem Streben
Begann, auch seinem Leben
Ein eignes Glück zu geben.

Er fand noch eine Rose
Auf herbsteskahlem Beete,
Und eh' sie ganz zerwehte,
Brach er die letzte, späte . . .

Er nannte *seine* Jugend
Dies Glück, und fest umschlossen
Hielt er's, bis es zerflossen,
Und auch er es genossen!

Ruhe.

Das ist der ärmste Mensch, um den das Brausen
Der feilen Erde stund- und stündlich gellt,
Den nie der Einsamkeit windstille Pausen
Mit Kraft den Geist zu neuem Flug geschwellt;

Der — Tags gebunden an den öden Reigen —
Nicht auf sich selbst sich, auf sein Glück besinnt,
Und dem in Schlaf — wenn alle Leben schweigen —
Das „Fühlen seiner Ruhe" hinzerrinnt! . .

— Ob Tag, ob Nacht, stets kannst du Ruhe finden!
Sie lärmen nur, doch lautlos kämpft Natur
Den ewigen Kampf des Lebens! Ihr verbinden
Kannst mühlos du des eigenen Daseins Spur.

Nur Eins gehört dazu: die Ketten brechen,
Die noch dich an die Andern binden, und
Die Alles: Glück, und Kraft, und Frieden schwächen!
Einsam nur küßt die Ruhe deinen Mund!

Liebe.

Erst als sie ihre eigene Schönheit sah,
Der Hülle bar, in nackter Formenfülle,
— Es war in einer Sommernacht der Reife —
Als sie sich plötzlich sah mit neuem Blicke,

Wie sich die Rose spiegelt in dem Thau,
Der sie befeuchtet — da, wie wunderbar! —
Erschloß sich ihr der Liebe keusche Blüthe! —

Sie gab sich einem fremden Mann zu eigen.

Als aber sie in seinen Armen lag,
Da glaubte sie zu lieben. Doch sie liebte
In dieser Stunde nur sich selbst, wie einst,
Da sie sich sah in jener Sommer-Nacht.
Sie liebte ihre Schönheit, die erst da
Sich ihr erschlossen, die vordem sie nur
Besessen hatte — selbst sich unbewußt.

Jedoch nur diese Stunde war es so.
Denn Angst, Stolz, Qual, Trotz, Reue, Selbstvernichtung,
Sie leiteten sie hin zur holden Treue.

Und wie vordem sie nur sich selbst geliebt,
So liebte nun den Mann sie ihrer Wahl . . .

In der Gesellschaft.

Alle schwiegen. Einer nur sprach fort.
Scharf und schneidend fiel sein klares Wort
In die Stille. Alle lauschten bang
Auf den seltenen, nie gehörten Klang.
Und er endete. Doch alles schwieg,

Tieferbittert. Das war offener Krieg
Ihnen allen! Keiner aber sprach.
Nichts die Stille ringsher unterbrach.
Jener aber ging mit leichtem Schritt,
Und er nahm den Haß von Allen mit!

Züchtigungen.

Und sind auch die Schreiben nicht adressirt
Ein Zufall vielleicht an die Rechten sie führt.

I.

Wer wurde alt, und lernte nicht verachten?
In wessen Ferse stach kein ekler Wurm?
Und wessen Sohle blieb vom Schmutze rein,
Der abseits von der breiten Heeresstraße
Den fremden, selbstgewählten Pfaden folgte?

Nur einen Schritt thu' seitwärts, und schon siehst du
Wie eine Schaar dir folgt mit hämischen Mienen.
Wer sind sie, jene? Frechheit auf der Stirne,
Spott auf der Lippe, Neid im kalten Herzen?
Wer sind sie? — Das sind jene, welchen selbst
Die Gabe und die Kraft der That versagt,
Und die nun davon leben, daß sie roh
Herunterziehn, was wir — die Andren — thun.

Nur Diener sind sie unsrer Kunst, doch boshaft
Beschmutzen das Gewand sie, dessen Schleppe
Zu tragen sie sich selbst erniedrigten.
Sie hören nie die Wahrheit; glauben Herren
Zu sein, wo sie nur Diener sind; und Richter,
Wo sie nur Knechte, denn — sie sind gefürchtet.

O wie ich diese Feiglinge verachte!
Ich werfe ihnen diesen Handschuh hin.
Wer sich gezüchtigt fühlt, hebe ihn auf!
Vielleicht, daß dieser Schlag die Gluth der Scham
In ihre Stirnen treibt, die lange schon
Verlernten zu erröthen. — Wie, du meinst,
Wir sollten, mit dem Fuß beiseit' sie schiebend,
Zu unserm Ziele lächelnd weitergehn?
Ja, du hast Recht. Doch einmal sei auch ihnen,
Im Namen derer, welche gleich uns denken,
Als erstes und als letztes Wort, das wir
An diese würdelose Schaar verschwenden,
Die Wahrheit kurz gesagt: sie sollen wissen,
Wie tief, wie schneidend tief wir sie verachten!

II.

Du hast seine Tage nicht gesehen,
  Da eine Jugend erstand und starb,
Da jedes neuen Tages Erstehen
  Von Neuem um Morgen und Gestern warb.

Wo angstvoll der Wille zwischen den Schlünden
Des Scheins und der Wirklichkeit zweifelnd geirrt,
Wo zwischen Natur und der Angst der Sünden
Kein Laut des Erkennens befreiend geschwirrt.

In verzehrender Pein und in nagendem Kummer
So sind sie gegangen, so reich und so arm.
Und wollte sich nächtens ihm nahen der Schlummer
Entriß ihn ein Dämon dem schützenden Arm.

Und seine Nächte — nicht hast du gesehen
Wie ruhlos sie waren, wie fieberdurchglüht;
Wie oft er erwachte, und schaudernd stehen
Zur Seite den Dämon sah, eifrig-bemüht:

Ihm jene Worte in's Ohr zu flüstern,
Die Lüge und Wahrheit zugleich in sich,
Und sein kochendes Hirn mit Zweifeln zu düstern —
Du sahest es nicht, denn sonst beugtest du dich!

Sonst beugtest du ihm dich, der schwerer gelitten,
Der Größeres gethan, und der Höheres erstrebt,
Der tiefer gedacht, und der kühner gestritten,
Als du, der in Neidsucht und Kleinheit gelebt.

Du kanntest ihn nur aus der Stunde der Freude,
Die einst er in deinem Kreise verbracht,
Ihn nur aus den Blättern, die hin er verstreute —
Und du hast es gewagt, und hast ihn verlacht.

Du wagtest es — und du hast ihn getroffen,
Und sie sahen es alle und lachten dazu.
So vernimm denn von mir nun die Wahrheit, der offen
Dich züchtigt: du elender Bube, du!

Freunde.

1.

Wir hielten lange uns mit starken Armen,
Und sind zusammen einen Weg gegangen,
Der fern der breiten Straße lag — und doch! —
Und dennoch habe ich dich mir verloren! —

Long, long ago! . . . Ach, ich vergaß so vieles!
Nur manchmal taucht in dunklen Stunden mir
Dein Antlitz auf, dein wunderbares Auge,
Der harte Mund, die haarumflogene Stirn,
Und alles wieder, wie es damals war . . .

Wir liebten uns, — und sind uns doch verloren!
Und weiter rann der Strom der trüben Zeit,
An dessen Quelle einst wir beide standen,
Neben einander — — — —
Warum sind wir uns fremd geworden? — Nicht
Kann ich es sagen — — nichts war, was uns trennte.
Der Weg war's nicht — wir gehen beide noch
Dieselben Pfade — nur vielleicht das Eine:

Wir waren uns zu gleich! — und tieferschüttert,
Weit schwerer, als du mich verlorst, verlor
Ich dich . . . . . .

2.

Ja, Freunde! Freunde! — warst du einst mein Freund?
Ich kann es nicht begreifen! doch ich weiß noch,
Wie nach und nach die Hülle schöner Worte
Von deinem Wesen fiel und nackt du dastandst
Vor meinem Blick — du, der von Wahrheit sprach,
So oft und laut, wie wenige Andere, warst
Unwahr, wie alle, die in Lüge leben! —

Längst ist vernarbt die bittere Enttäuschung,
Doch die Erfahrung ist mir nicht verloren:
Daß man die Thaten nur der Menschen wägen,
Nicht ihre Worte soll! — Ja, weil ich dich,
(Du ahntest es nur) durch und durch erkannte,
— Und das ertrugst du nicht! — trennten wir uns.

— Und nun nach langer Zeit, da treibt die Wuth,
Die künstlich nur erstickte, dich auf mich, —
Auf mich, den Freund du nanntest! — deine Pfeile
Aus sicherem Versteck heraus zu schießen —
Die Pfeile, in der Lüge Gift getaucht! —

Und wie ich dich bis heute nur bedauert,
Muß ich von heute an dich nun verachten!

Daß du nicht wahr warst — ja, ich wußte es.
Doch niemals hätte ich geglaubt, daß je
Gemein du werden würdest — aber halt!
Nicht weiter mehr! — Laß deine Feder sinken!
Sie soll zur Abwehr nicht und Züchtigung dienen,
Denn nie vergesse ich, daß du ein Freund,
Den ich mit Schmerzen nur verlor, mir warst.

Und dann — wie wahr ist Goethes stolzes Wort:
„Man sollte die Gemeinheit nimmer rügen,
Denn die Gemeinheit bleibt sich immer gleich!“ —

Kunst.

O wäre nicht die Kraft mir tief im Innern,
Die immer mich auf neue Bahnen weist;
Die aus dem toten, träumenden Erinnern
Den Geist zu immer höhern Höhen reißt;

Sie, die verzehrend immer Neues schafft;
Sie, die nicht Ruhe, nicht Ermüdung kennt;
Sie, die mein Sein, das auseinanderklafft,
Einigt — und doch, was Eins ist, wieder trennt;

Sie, die mit eherner, gewaltiger Faust
Aus meiner Stirn stets neue Funken schlägt;
Die mich wie Herbst-Sturm fröstelnd bald umsaust,
Bald auf der Sehnsucht Schwinge heimwärts trägt;

Die mich nicht sterben läßt, und die mich tötet;
Ein Glück mir zeigt, das nie ich darf genießen;
Mit meines Herzens Blut den Boden rötet,
Aus dem die Früchte meines Lebens sprießen —

Urewige Kraft der Dichtung — längst schon wäre
Ich ohne dich zu Boden hingesunken,
Und hätte aus des Lebens grauer Leere
Vergessenheit und Frieden mir getrunken! —

Hand in Hand.

Die Andern lachten,
Und gingen vorbei.
Wir aber dachten,
Wie schön es sei:

So still zu gehen
Durch's freie Land,
Im Abend-Wehen
Und Hand in Hand.

Frühlingswind.

Und wieder fährst du durch die Lande
Auf warmen Flügeln, Frühlingswind —
Und siehst du, daß am Wegesrande
In sich gekauert weint ein Kind?

Ein Kind, das noch im vorigen Lenze
Das froheste von Allen war,
Und nun schon an der letzten Grenze
Hinwankt in der Verstoßenen Schaar?

Und wieder kühlst du ihre Wange,
Wie du vordem sie oft gekühlt.
Doch jetzt verbirgt sie sich dir bange,
Wie deinen reinen Kuß sie fühlt.
Weh' weiter! — auf des Segens Schwinge
Hinfliege zu des Glückes Haus!
Laß diese! — ihre Schmerzen ringe
Sie ohne deine Hülfe aus.

Du willst mit Allen gleicher Güte
Vertheilen deiner Gaben Werth.
Doch wisse: wer rechtlos verblühte,
Dem nie ein Frühling wiederkehrt!
So reiche deine hohen Gaben
Nur den Besitzern reinen Lichts,
Die Andern wollen sie nicht haben —
Gieb Jenen Alles, diesen nichts!

Und wehst du wieder durch die Lande
Auf warmen Flügeln, Frühlingswind,
So weh' vorüber aller Schande,
So weh' vorüber diesem Kind.
Es wird sein Leben schweigend tragen,
Es weiß, bald endet sich sein Lauf —
Was rufst du ihm in diesen Tagen
Erinnern noch an dich herauf? —

Frage.

Warum die Andern wohl so glücklich sind?
Sie haben Alles: Haus und Weib und Kind.
Sie sind in kleine Pflichten eingezwängt,
Und fühlen nicht, wie sehr ihr Sein beengt.
So leben sie dahin — allzu zufrieden!
Von alledem ist nichts uns, nichts beschieden.
Wir, deren Streben zu den Himmeln langt,
Die vor der Größe dieser Welten bangt,
Wir stehen ihrem Glück fremd gegenüber!
Je tiefer wir in Lebens=Gründe tauchen,
Je heißere Wünsche unsre Sinne hauchen,
Je mehr wir für sie streben — desto drüber
Rinnt unsres Lebens Strom — glaubt nicht, ich klage.
Jedoch wir haben nichts, nicht Weib noch Kind,
Und keine Heimath — da kommt oft die Frage:
Warum die Andern wohl so glücklich sind? —

Mignon.

(An E. P.)

Vor meinem Auge hob sich heut' ein Bild.
Das will nun nimmer meinem Denken weichen,
Als müsse jenem Bild es, jenem einen,
Das ich in meinem Innern trage, gleichen.

Wann sah ich diesen sehnsuchttrüben Blick,
Der weit, weit über enge Erdengrenzen
Hinausfliegt, wo der Abendsonne Gluthen
Durch müde Gipfel, wie versöhnend, glänzen?

— — Das feine Haupt leicht an die Wand gelehnt;
Die Hände lässig in den Schooß gesunken,
Hat Mignon's Seele an der Sonne Licht,
An Erdenschönheit schön sich sattgetrunken.

Die dunklen Haare, schlicht herniederwallend
Auf bräunlich-zarte Haut; die Augensterne
Voll Schwermuth — sag', wo nahmst du her die Kraft
In Enge so zu bannen reichste Ferne?!

Es webt in diesem, deinem ersten Werk,
O Künstlerin, das Leben deines Innern —
Das seelenzwingende — das fluthet nun
Auch unaufhaltsam durch all mein Erinnern!

Auf den Höhen.

Auf der Menschheit Höhen wandelt man einsam nur.
Kalt ist da des Windes Wehen, starr und groß die Natur.
Ein lebensfeindliches Bangen legt sich auf Herz und Sinn.
Die nervigen Hände langen nach Unerreichbarem hin.
Die Lippen sind bleich und geschlossen. Es tönt kein erlösendes Wort.
Ein Ton nur — bisweilen vergossen — und die Stille nimmt ihn fort.

Stumm in sich selber versunken baut jeder am Menschheits-Glück.
Zum Quell, dran er Jugend getrunken, zum Thale kehrt keiner zurück.
In den blühenden Gründen gehen die Menschen. Kein Blick fliegt empor
Zu den einsamen, starren Höhn, wohin sich die Wahrheit verlor.

Ehe.

Sie mußten zusammen
Durchs Leben gehn,
Und konnten doch niemals
Zusammen stehn.

Sie wurden müde,
Und wurden alt,
Und quälten sich weiter
Mit zäher Gewalt.

Der Eine so,
Der Andre so,
Und seines Lebens
Ward keiner froh.

Dreimal.

Dreimal sprachst du im Leben: spät — spät — spät — —
Als du littest, und sahst, wie langsam die Jugend vergeht.
Als ein Weib dein eigen, und du sie nimmer verstandst.
Als du endlich den Tod dir nach langem Ringen gewannst.
Dreimal sahst du, wie alles so langsam, so langsam geht:
Leben, und Liebe, der Tod selbst — sie kamen dir alle spät!

Wanderung.

So weit gegangen! — und noch immer weiter — —
Und wird das Land vor mir nicht immer breiter?
Wo endet diese hauchumtrübte Ferne?
Und müde schon mein Fuß — ich möchte gerne
Zu meiner Heimath wieder rückwärts gehen,
Ihr wieder in das schöne Auge sehen! . . .

Doch weiter! — bin ich schon so weit gegangen
Muß ich an's Ziel doch endlich hingelangen.
Und einmal doch — und weiß ich auch nicht wann —
Die Stätte finden, wo ich schlafen kann!

Robin Adair.

Leise und wehmuthsvoll,
Aber so liebeleer,
Oft dein Gesang erscholl:
„Robin Adair".

Leise und wehmuthsschwer
Von deinen Lippen her
Klang es hin über's Meer:
„Robin Adair".

Aber dein Blick mich mied,
Schauend aufs Meer,
Wenn du es sangst, dein Lied:
„Robin Adair".
Sahst du denn nicht, wie bang
Vor dir die Seele rang,
Wenn deine Lippe sang:
„Robin Adair".

Nun bin ich ferne dir . . .
Rings ists leer . . .
Nimmer mehr singst du mir:
„Robin Adair".
Heimweh umspinnt mich schwer.
Da — über's dunkle Meer
Tönt es — doch liebeleer:
„Robin Adair" . . .

Rückzug.

Nacht wird ihre Flügel entfalten,
Wird deine Stirne umwehn,
Was schon zerwirrt und zerspalten,
Noch einmal wird es erstehn.

Es ist dann vielleicht ein Hauch nur,
Eines Strahles verglimmender Schein —
Doch lebe! — und sollte es auch nur
Für wenige Stunden noch sein.

Doch lebe! — dein sei dein Sterben,
Nachdem du dein Leben verlorst,
Und konntest du Nichts sonst erwerben,
Das Schönste du doch dir erkorst.

Nacht wird ihre Flügel entfalten.
Ich werde zur Seite dir stehn,
In meinen Armen dich halten,
Und ruhig in's Auge dir sehn.

Meine Hand — sie soll nicht beben,
Mein Mund — er soll nicht schrein.
Du stirbst — und ich muß leben —
Es soll wohl anders nicht sein.

Und ihnen wirst, die dich schalten,
Für immer du bald nun entfliehn.
Nacht wird ihre Flügel entfalten,
Und in Frieden wirst du ziehn . . .

Aus dem Abgrund.

Ich lausch' umsonst auf einen Ton
Aus rosenduft'gen Tagen,
Ich höre stürmend nur den Nord
Durch kahle Gipfel jagen.

Heinrich von Reder.

Gestern.

Was ist denn Gestern? — Ein vom Blitz des Heute
Gelähmter Krüppel, der uns mühsam nachhinkt,
Auf der Erinnerung schwanken Stab sich stützend;
Und doch ein Kind, das sich mit thörichten Bitten
In ungestümen Wünschen an uns drängt . . .
Ein luftiger Traum, den wir vielleicht erlebt,
Und doch ein Wesen mit erstorbenen Augen . . .
Ein Sporn, getrieben in den Nerv der Kraft,
Doch an den Bügel ist der Fuß gebunden . . .

Was ist denn Gestern? — In dem starren Körper
Der letzte Funke noch der bangen Seele,
Und plötzlich steht der scheinbar Tote auf,
Und redet uns in's Ohr verwirrte Worte,
Und zerrt zurück uns zu der leeren Bahre . . .
— In trüber Zeit ein Schritt dem Ziele näher,
In froher zwischen Glück und Schuld ein Abgrund.
Ein Kind des Denkens, das die Mutter mordet,
Und mit der Schwester, der Vergessenheit,
In furchtbar-ernstem Scherz Verstecken spielt . . .

Das ist das Gestern. — Fragst du mich noch weiter?
Ach, nimmer überhörst das Klirren du
Der Kette, die du müde nach dir schleifst,
Soviel du fragst, und ich dir Antwort gebe!

Einsame Gedanken.

— Einsame Gedanken, sie tauchen zuweilen
Urplötzlich aus ihren Verstecken und eilen
Auf luftigen Flügeln davon; indessen
Hast du die flüchtigen wieder vergessen,
Und legst wieder täglich im alten Gleise
Ein Stück zurück deiner Lebensreise.
Und dann urplötzlich nach Jahren — da schwanken
Vor dir die einsamen, stummen Gedanken.
Du weißt, schon einmal in früheren Tagen
Hast du dich mit ihnen herumgeschlagen.
Und seltsam beengend wird dir zu Sinnen,
Du möchtest von Neuem wieder beginnen,
Um auf ganz anderen, fremden Wegen
Dein Leben zurück noch einmal zu legen.
Es ist dir versagt. Da packt dich ein Bangen.
Du weißt mit dir selbst nichts anzufangen,
Und währenddessen fühlst du die Gedanken
Sich fester um deine Seele ranken.

Und erst nach Tagen, die langsam gehen,
Siehst du sie weichen, und spurlos zerwehen . . .

Zeitenzeiger.

Ruhlose Zeit! an deiner Stunden Zeiger,
Den starren, mahnenden, tiefernsten Schweiger,
Möcht' ich mich klammern! Er soll stille stehen,
Um jene Stunden abermals zu gehen,

Die ich verloren! — — doch er schreitet weiter.
Nicht schnell, nicht langsam. Aber kein Begleiter
Kann so, wie er, mir folgen! — Unentwegt
Er Stund' auf Stunde meines Lebens schlägt.
Zurück! — ich raffe oft mich trotzig auf.
Doch er — geht mit mir! — Meines Lebens Lauf
Bezeichnet einzig die vollendete,
Die schnell erfaßte, schnell beendete,
Die That! — und alles andere ist Wahn!
Einst wirst gefragt du: was hast du gethan?
Dann mußt du ruhig sagen können: Hier!
Das ist's: Das nehmen keine Zeiten mir!
Wie deines Daseins Pflichten du erfaßt,
So du in Thaten sie gegossen hast —
Und hast du es verstanden recht zu leben,
Hast anderen du mehr, als dir, gegeben!

Ingredienzien einer Jugend.

I.

Was jagst Gedanken auf Gedanken
In dunkler Nacht, am hellen Tag
Du hin durch deines Lebens Schranken,
Das dir nicht Rede stehen mag?

Was frägst du stets das Leben? — Frage
Den Tod, so wird die Antwort dein:
„Du wirst am letzten deiner Tage
So hülflos, wie am ersten sein!“ —

II.

Nichts fürchterlicher, als mit vollem Herzen
Inmitten leerer, fremder Menschen stehn.
Nichts niederbeugender, als wahre Schmerzen
Von allen Anderen verlacht zu sehn.

Wem das geschah — ihm bleiben nur zwei Wege:
Gut bleiben, und — gleich ihnen — untergehn
In faulendem Verflachen. Oder rege
Sich aufwärts raffend und, die Welt verachtend,
Schlecht werden, und — nun alles kühl betrachtend —
Einsam und unberührt in Zukunft stehn.

III.

Ich sah vor meinem Auge branden
Gefühle, die ich nie verstanden,
Und Schmerzen, die ich nie geahnt.
Nun bin ich selbst hineingerissen,
Und zürne meinem frühen Wissen,
Das nur in Nacht mir Weg gebahnt.

Ich irre traumverloren . . . Alles,
Was ich besaß, sah jähen Falles
In Schmerz und Gram versinken ich.
Es ist kein „Gestern" mehr, kein „Heute",
Seitdem, was innig mich erfreute,
Erschauernd vor dem „Morgen" wich!

IV.

Wenn eine Sehnsucht sich erfüllen will,
Dann bebt mein Herz in immer bängern Schlägen.
Ich will der Zeit nicht länger halten still —
Sie soll sich schneller — schneller! — schneller!! regen!

Und ich vergesse die Vergangenheit —
Gedenke nur der Stunden, welche kommen:
Es ist des Lebens allerärmste Zeit,
Die doch das Schönste schon vorweggenommen! . . .

V.

Wie aus bestaubter Stirne ein Gedanke,
Daß er vom Tode sich zum Leben ranke,
In trüber Stunde, schwer und drangvoll, flieht —
So dort am Himmel eine Wolke zieht,
Zerrissen, vielgestaltig. Um den Mond,
Der droben — ein erblindet' Auge — thront,
Schmiegt sie sich ängstlich, ganz wie ein Gewand,
Das um die Glieder sich ein Bettler band.

Warum ich jetzt wohl jenes Abends denke?
—: Durch menschenleere Straßen müde lenke
Ich meinen Schritt. Da an der Straßenecke
Steht bettelnd ein erlahmter Greis. Schon strecke
Ich meine Hand, die Gabe ihm zu reichen,
Da fühle ich mich jählings rückwärts weichen.
Ich sehe in ein lebloses Gesicht —
In blinde Augen — doch aus ihnen bricht
Ein wildes Feuer, haß- und schmerzerfüllt,
Und doch sind diese Augen nachtumhüllt.
Ich schaudere zurück! die Augen sehen
Auf mich mit unentrinnbar-scharfem Spähen.

Da wende ich mich ab, und gehe weiter
In Nacht hinein, die breit und immer breiter
Sich auf mein Leben senkt. — Und diese Stunde
Bringt mir von jenem Abend wieder Kunde.

Ich sehe dort den Mond in Wolken hangen,
Und, wie einst vor dem Blick des Bettlers, bangen
Muß ich vor seinem toten Licht — dem Licht
Aus dem das Leben der Erinnerung bricht! . . .

VI.

Nur so lange du lebst,
Und täglich die leuchtende Spur
Deiner Thaten gräbst
In den Wechsel der gleitenden Stunden,

So lange nur
Bist du den Menschen verbunden!
Nur wenn ihre groben Sinne
Mit der eigenen Seele du rührst,
Wirst du inne,
Daß du sie führst!
Das möge dir nie genügen —
Du siehst, daß sie lügen,
Wenn dem schillernden Neuen
Ihre Kränze sie streuen . . .
Und auch dein Leben
Sollst du ihnen geben:
Sie zerren hinaus in den fahlen Dunst
Des eigenen, ärmlichen Wandels
Dich und deine Kunst.
Sieh zu, ob du handels-
Einig mit ihnen wirst! —
Nur wenn auf die ragende First
Tiefeigenen Könnens empor du dich hebst,
Und über allen,
Die steigen und fallen,
Unbeweglich und ehern schwebst,
Wird dir's vielleicht gelingen
Ein Glück zu zwingen.
— Kein Zweifel darf dich ergreifen
An der eigenen Kraft!
Deiner Seele Schweifen
Darf keine Haft
Hemmen — frei sei ihr Flug! —
Und du selber seiest dir immer genug!

Alles Fremde empfinde als Bürde!
Nie gieb die eigene Würde
Dem Urtheil der Menge preis,
Die sie nimmer zu wahren weiß!
Und wie sich dein Glück
Und Unglück auch wende,
Leg' nie dein Geschick
In ihre Hände!
Dich kann niemand halten, dir niemand nützen,
Nichts kann dich retten, nichts dich stützen,
Als du nur allein —
Dein Leben und Sterben sei immer dein!
Und mögen dich alle verlassen,
Weil du sie nicht fragst,
Und mögen dich viele hassen,
Weil niemals du klagst,
So bleibe allein!
Sie nehmen dir nicht
Der Sonne goldenen Schein —
Auch dein ist das Licht!
Und sie nehmen dir nicht
Die stille Freude am Leben,
Das du selbst dir gegeben!
Dann wirst du erst fühlen,
Wie nur ihnen du lebst,
Wenn über dem Wühlen
Befreit du schwebst,
Dann nützst du die Frist,
Dann stört dich kein Zwist,
Kein ewiges Schwanken

Von dir zu ihnen —
Deine Gedanken
Brauchen nicht zu dienen,
Denn du bist dir die Welt,
Die sich selber hält!
Dein ist die Schuld, wenn sie fällt!
In deinen Händen
Liegt dein Geschick —
Du kannst es wenden:
So sei es vor Allem zu ihrem Glück!

VII.

Was heute?! — Heute langt der Neid nicht mehr
Zu uns herauf mit seinen schmutzigen Händen.
Und wir sind frei — und sehen, wie im Heer
Die Feinde gegen unsre Brust sich wenden.

Doch einstmals war es anders, als den ersten
Der Schritte wir gethan auf fremdem Steg.
Da standen sie, mit Worten, mit den leersten,
Zu sperren unsern einsam-schwanken Weg.

Das bleibe unvergessen. Ob verzeihen
Der Schwächling mag solch klägliches Gebahren.
Heut' stehn wir sicher, denn wir stehn allein.
Kein Schritt gemeinsam je mit Euren Schaaren!

VIII.

Bist du eine Welt des Lebens, Welt?
Die auch mich in ihren Armen hält —
Oder bist dem Tode du geboren,
Und ich unrettbar mit dir verloren?

Bist auch du dem ewigen Schmerz geweiht,
Oder bist du gegen ihn gefeit?
Gehn die Zeiten spurlos dir vorüber,
Welche mich umspinnen, trüb und trüber?

Sinkst auch du einst in den großen Schlund,
Welcher höhenlos und ohne Grund?
Der auch mich achtlos verschlingen wird,
Wie er tötet, was das Sein gebiert?

Wandle weiter, Welt, mir ist es gleich!
Mir bist du ein zeit- und endlos Reich —
In der Stunde, wo ich werde sterben,
Wirst du mir auf ewig auch verderben!

IX.

Es liegt ein Fluch in dem Verengen.
Die Wände, da du länger weilst,
Sie scheinen näher sich zu drängen,
Wie kühn du auch nach außen theilst

Der Seele Fluthen — immer, immer
Beredet dich ein Drang, zu ruhn;
Der Sonne Glanz — er wird zum Schimmer! —
Er wird zum Wollen nur — dein Thun!

X.

Die Thür sprang auf. Doch keiner kam herein.
Doch ja — ein matter, grauer Zwielichtsschein
Drang durch die enge Spalte. Und noch mehr.
Mir schien es so, als stünde dort ein Heer
Von Uebeln draußen. Als ob her zu mir
Es wollte durch den Spalt der morschen Thür.
— — — — —
Jedoch es regte nichts sich. Ob vielleicht,
So lautlos, wie es kam, es wieder weicht?

Ich war so glücklich diese letzte Zeit.
Ich hatte mich der frohen Lust geweiht,
Und dem Vergessen, das — ein Kind der Lust —
Wie Weh'n des Frühlings zieht in unsre Brust.
Und ich war nie allein . . . Doch heute, wo
Zum ersten Male ich die Andern floh,
Da kommen sie schon wieder: plötzlich springt
Die Thüre auf, herein zu mir es dringt.
Ein wilder Schwarm von düstren Schatten ringt
Sich um mich — ganz wie früher — und ich bin
An diesen Fleck gebannt — ich möchte hin,
Und nach den Andern rufen — möchte — — doch

Da vor der Thür, da steht es schweigend noch —
Da vor der Thür, da stehn sie alle, die
In früheren Zeiten mich verließen nie.
Die toten Schatten — tote, tote Zeit —
Und doch nicht tot — o wie es in mir schreit,
Nach Rettung — will denn keiner bei mir stehn? —
Allein — allein — — — ich fühle, wie sie gehn
Und weichen — — und die Thür ist wieder frei —
Und dann erstirbt in Röcheln hin mein Schrei — —

XI.

Senke die erloschene Fackel nieder,
Tod, und löse meine müden Glieder.
Ich will stumm und freudig mit dir gehn,
Denn ich werde auch das Letzte sehn.
Jenes Letzte, dem mein ganzes Sein
Zugebebt in namenloser Pein! . . .
Wie von Dämons-Kräften angezogen —
Und doch um die Antwort stets betrogen!
Wie von Riesenarmen hingezwungen —
Und darnieder machtlos doch gerungen! —
Tod ist Leben mir! Wenn ich verzagt
Hat die Hoffnung nur nach ihm gefragt —
Unablässig folgend seiner Spur
Fühlte doch ich: „Tod ist Ende nur,
Und die letzten Fragen meines Lebens
Richte auch an ihn ich jetzt vergebens!" —

XII.

Träume meiner Jugendtage,
Halb zerweht in eitle Klage,
Halb ein freudiges Beginnen —
Lachend sah ich euch zerrinnen.

Früh gereift . . . mit kühlem Blicke
Lenkend eigenste Geschicke,
Steh' ich, noch im Jugend=Lenze,
Auf des Wissens letzter Grenze.

Ich kann Beides: ich kann enden,
Kann: was ich begann, vollenden.
Vor mir liegt ein freies Leben,
Dem ich selbst erst Werth gegeben.

Aber in mir starb, was schüchtern
Einst auf Andre sah, und nüchtern
Ward ich, seit mein bestes Lieben
Ich im Strome sah zerstieben.

Wie mein Lieben, sah mein Hassen
Ich im Lebenskampf erblassen,
Kalt sah ich die Andern lügen,
Und ich kann mich nicht betrügen.

Nur der eigene Wille lenkt mich.
Und kein Wünschen ferner drängt mich
Zu den schwachen blöden Schaaren,
Die mir einst Begleiter waren.

Ich kann enden, kann vollenden —
Immer in den eigenen Händen
Wird mein Glück und Unglück liegen,
Und kein Schicksal wird es biegen!

In der Nacht.

1.

Was war das?! — Rief nach mir ein banger Klager?
Ich richte jäh mich auf im weichen Lager.

Wer rief nach mir? — Wer stört mein einsam Kissen?
Noch einmal rufe mir! Ich will es wissen!

Doch nichts will Antwort meiner Frage geben — —
O Gott, das war kein Laut aus warmem Leben!!

Das war im Traum das Rufen deiner Stimme,
Die weckte mich in nie versöhntem Grimme!

2.

Das war ein Ton aus einer toten Zeit!
Wie furchtbar! — — Still! — Ich lausche weit und breit...

Doch alles schweigt... Und schweigt... Und keiner mehr?
Wie? drang nur dieser eine zu mir her?

Und zornig schleudre ich ein Fluchwort hin —
Was störst du wieder meinen müden Sinn?

Ich lausche . . . Stille. — Und nun packt sie mich,
Die kalte, wilde Angst um mich und dich!

3.

Ich will nichts hören! — Langsam legt sich wieder
Erkämpfte Ruhe auf die schlaffen Glieder.

Doch wie ich auch den Schlummer mir erflehe,
Einmal verjagt meidet er meine Nähe.

Ich springe wieder auf, und gehe hastend
Im Zimmer auf und ab, zuweilen rastend,

Und lauschend . . . doch kein Ton. Er ist zerklungen,
Als hätte ihn die müde Nacht verschlungen.

4.

Die Schritte hallen an der dunklen Wand,
Und nach dem Licht sucht zitternd meine Hand.

Es flammt hellauf. Ich seh' mich schauernd um.
Das Knistern nur des Lichts. Sonst alles stumm.

Und wieder packt mich ein Gedenken an,
Das ich ermorden möchte und nicht kann.

Und tief aufathmend stehe ich . . . Es rinnt
Die Nacht an mir vorbei, der Tag beginnt.

Gesang der Einsamen.

Gebt mir Ruhe vor den Gedanken!
Weiter nichts! Nur jenen kranken
Schattengebilden, die immer und immer,
Wie des Wahnsinns aufflackender Schimmer,
Immer und immer nach mir greifen,
Möchte entfliehn ich! — reifen, reifen
Fühl' ich in ihnen die Sünde, die Sünde!
O wer doch einmal im Thale auch stünde,
Einmal bei jenen lautlachenden Schaaren,
Die heute so froh, wie gestern sie waren!
Immer auf Höhen! und immer auf Höhen!
Fluthen umbranden den strauchelnden Fuß.
Eisige Lüfte die Stirne umwehen.
Und der Welt nur gilt unser Gruß!
Friede — ein Wort, das nie wir verstanden.
Ruhe — ein Eiland, das ewig ersehnt.
Glück — ein Strand, an dem nimmer wir landen.
Wahrheit allein, welche niemals versöhnt!
Wahrheit allein, die mit mühlosen Händen
Alles und alles uns untergräbt,
Um wenn einst wir, wenn einst wir sie fänden
Taumelnd zu sehn, daß um nichts wir gelebt!
Und warum denn, warum denn dies Ringen?
Dieses Schreien, dies Fluchen, dies Bitten?
Was wir erfahren, und was wir gelitten,
Was wir noch leiden — wird es uns bringen
Was wir ersehnten, was einzig wir wollen?

Nein! — nur einmal im fiebertollen,
Jäh auflodernden Wahnsinn ein Flammen
Und ein Laut, wie des Donners Grollen —
Und ein Blitz — und wir brechen zusammen!

Wiederkehr.

— Und lange hab ich dort gestanden.
Und ich vernahm des Windes Branden
Wie Flügelschlag am Fensterholz.
Es lag die Stadt in Wetterwogen.
Um Dach und Wände, Thür und Bogen
Glomm Dämmerschein seit langen Stunden.
Und wieder klafften alte Wunden,
Und mit der Zukunft rang mein Stolz.

„Wie sie aus jedem Winkel tauchen,
Wie jedes Wort des Fluchs sie hauchen
In das vom Schlaf gelockte Ohr!
Kommt denn noch immer nicht der Morgen,
Um mir das alte Glück zu borgen,
Das ich — in windstill-frohen Jahren
Genossen in der Frohen Schaaren —
Zum andernmale jetzt verlor?!“

Nichts als des Windes heulend Hallen!
Um's Fensterkreuz den Vorhang wallen
Fühlt' ich in zitternd-bangem Spiel.
Bei Seite! — Ich will sehen! — sehen!!
Will in die dunkle Tiefe spähen,
Und in der aufgeregten Ferne,
Beim Licht der athemlosen Sterne,
Den Dämon schauen, der dort — fiel? —

Und in das Meer des Dunkels starrend,
Und schaudernd, furchtgefesselt, harrend,
Ich Stunde dort auf Stunde stand.
Längst war der Sturmgesang verklungen,
Längst hatte Nacht das Licht verschlungen,
Längst meiner Blicke trüben Schimmer,
Längst — und ich stand, und stand noch immer
An des vermorschten Fensters Rand.

Nun wieder Nacht!! — und eben glaubte
Ich noch durch Trübniß, durch bestaubte,
Durch immer gleicher Tage Schlag,
Durch allen Wust des Angelernten,
Durch Erdenräume, die entfernten,
Die eine Stimme zu vernehmen,
Die Wahrheit spricht — und da — beschämen
Will wieder mich der freche Tag.

Doch hab' ich lange dort gestanden.
Noch als verhallt der Seele Branden
Stand dort ich — gram- und scheudurchbebt.
So war sie wieder nun gegangen,
Die Nacht, die ich ersehnt — mit Bangen
Fühl' ich, wie nach zwecklosem Wandern
Sich ein Gedanke nach dem andern
Wieder in meine Stirne gräbt! . .

Leben.

I.

Wollüstiges Gelächter —
Ein Schmiegen Brust an Brust —
Du bist ein großer Schlächter
Der Kraft, o Geist der Lust!

Hört Ihr sein banges Stöhnen
Im tollen Rausch der Schlacht,
Wenn er in wildem Höhnen
Euch aussaugt Nacht für Nacht?

Es locken üppige Brüste
Hernieder in den Schlamm —
Ein Thor, der seine Lüste
Zwängt in der Weisheit Bann!

Weiter! — denn was ist Leben?
Ein schneidend-schriller Schrei —
Ein wollustheißes Beben —
Ein Sturz — dann Nacht — vorbei —

II.

Im Anfang himmelstürmendes Begeistern;
Halb stolze Kraft, halb lächerliches Schwanken.
Dann schon der Drang, sich selber zu bemeistern,
Ein Rechnen mit erworbenen Gedanken.

Alsdann ein gieriges Zusammenscharren
Des unverdienten Lohns. Vielleicht — wenn frei
Die Seele noch — ein ungeduldig Harren
Auf das, was schuldig noch das Leben sei.

Und dann zuletzt ein müdes Stirnesenken.
Ein jeder ward sich endlich selbst genug.
Doch dann noch Eins: wenn ein die Wege schwenken:
Ein Wort der Liebe — öfter noch ein Fluch!

Erscheinung.

Die Nacht begann. Ich war allein, wie oft . . .
Vor meinem Fenster brandete die Fluth,
Mein Zimmer hellte nur ein trübes Licht.
Es stand vor mir. Bald flackerte es auf,

Bald sank es nieder. Durch die tiefe Stille
Drang nicht ein Laut noch wachen Lebens zu mir.
Und da geschah etwas — — etwas, das nie
Aus meinem dunklen Leben schwinden wird!
Das Licht auf meinem Tische brannte trüber.
Und ich war müde. Eben wollte ich
Die Ruhe suchen — da, wie achtlos, glitt
Mein Blick zur Seite — und da sah ich etwas —
Was nie bisher ich sah — — — ich sah dicht vor mir
Ein scheußliches, von Wuth verzerrtes Antlitz:
Blutunterlaufene Augen sahn auf mich
Mit stierem, tückischem, erbostem Blick.
Die bleiche Stirn war dicht von Haar umflogen,
Aus dem halboffenen Mund floß weißer Geifer,
Die langen, spitzen Zähne lagen dicht
An den blutlosen Lippen — so stand vor mir
Das Antlitz — schon lag auf den hohlen Wangen
Die grüne Farbe ekelhafter Fäulniß . . .
Da lachte ich! — „Was für ein irrer Traum" —
Und sah hinweg, doch zwingend zog den Blick
Ein Etwas wieder hin — — Das Antlitz stand
Vor mir wie eben . . . da stieg Zornesgluth
Mir in die Stirn — — ich lachte nicht mehr. Doch
Voll Ekel rief ich — „Pfui, wie häßlich!" — auf.
Da rückte mir das Bild des Schreckens näher —
Und dann — dann fühlte ich, wie kalt und feucht
Die Angst über den warmen Nacken kroch.
Der Athem stockte — und das starre Auge
Hielt ich geheftet auf das Bild des Grauens,
Das näher mir und langsam näher rückte.

Ich wollte schreien, doch kein Laut entfloh mir —
Und näher rückte mir das Bild — das Licht
Ward kleiner . . . immer kleiner . . . größer wurden
Die Schatten an der weißgetünchten Wand
Und wie in Eisenbanden lag mein Körper.
Ich bog den Kopf zurück. Da aber sah ich
Dicht über mir das wuthverzerrte Antlitz,
Und fühlte schon den Hauch der bleichen Lippen,
Und hörte schon das kurze, heisere Röcheln —
Da aber riß die Angst mich jäh empor,
Und hellauf flammte da das Licht der Kerze,
Und alles leer um mich — — ich sah entsetzt
Noch vor mich hin — und dann erlosch das Licht! . .
Ich stand in leerer, stiller, dunkler Nacht —
Ich stand und wagte nicht ein Glied zu rühren —
Ich stand und wagte nicht das Licht zu zünden —
Ich stand und wagte schaudernd nicht zu denken —
— — — — — — — — — — — — —
Und langsam sank die Angst von meinen Gliedern —
Und langsam hob ein Athemzug die Brust —
Und langsam dämmerte ein fahler Morgen . . .

Erde und Welt.

Die Welt ist das Chaos. Das Nichts ist
der zu gebärende Weltgott.

Georg Büchner.

Die Erd' ist schön, ist schöner als der Himmel.

Jaroslav Vrchlicky.

Vorbei!

Vorbei! Im Sternen-Glanze,
Hoch über dieser Welt,
Schwebst du im Reigentanze,
Die Flügel luftgeschwellt.
Die klaren Augen tauchen
Tief in die stille Nacht,
Und deine Lippen hauchen
Gedanken, nie gedacht.
Vorbei! du siehst die Sterne
An dir vorüberziehn,
Du aber suchst die Ferne,
Um zu ihr hinzufliehn.
Die Nacht versinkt dem Tage,
Du aber schwankst und schwebst
Vorüber jeder Frage,
Und weißt nicht, daß du lebst.
Vorbei! dich trug dein Sehnen,
Hoch über allem Weh,
Vorbei dem Thal der Thränen,
Vorbei dem Totensee.
Wunschlos und wahnlos gleitest
Du weiter deine Bahn,
Und deine Flügel breitest
Du über den Orkan.

Vorbei! dem Reigentanze
Entzog sich deine Macht,
Einsam im Welten-Glanze
Gleitest du durch die Nacht.
Im Osten glüht der Morgen.
Du aber siehst ihn nicht.
Du schwebst — vor Leid geborgen —
Hin durch ein Meer von Licht.
Vorbei! am Welten-Ende
Stehst du und wartest still,
Ob sich ein Wandrer fände,
Der dir noch folgen will.
Du wartest . . . Keiner! — Nieder
Beugst du dich zu der Fluth
Und trinkst . . noch einmal! — Wieder
Beseelt dich alte Gluth.
Vorbei! — mit starkem Brausen,
Die Flügel ausgespannt,
Trägt dich des Windes Sausen
Zurück zum Heimath-Land.
Du siehst die Fluren schimmern,
Wo deine Hütte lag,
Wo dir in Tagen, schlimmern,
Dein Leben hart zerbrach.
Hernieder! — doch hernieder
Kannst du nicht mehr fortan!
Nie kehrt zur Heimath wieder,
Wer sie verlassen kann.
Da packt dich banges Grausen,
Du schlägst die Flügel wild,

Und fährst mit starkem Brausen
Wider des Himmels Schild.
Vorbei! — im Sternen-Glanze,
Der herrlich dich umhellt,
Schwebst du im Reigentanze
Hoch über dieser Welt.
Und du durchmißt die Weiten,
Die einmal du begehrt,
Und ruhlos wirst du gleiten,
Bis du dich selbst verzehrt!

Schranken.

Hinauf! die Welt hat keine Schranken
Für deinen Geist. Du willst, und wanken
Fühlst du das Erdreich unter dir.
Du schaust hinauf. Was dir unendlich
Erschien, wird plötzlich dir verständlich —
Du kennst ein „Dort" nur, nicht ein „Hier"

Schon fühlst in grenzenlosen Weiten
Du deinen Geist mit Mächten streiten,
Die deinen Flug zu hemmen drohn.
Jedoch du willst! — und Welten schwinden
Vor deinem Blick. Das Licht erblinden —
Fühlst du, verstummen jeden Ton.

Du siehst die Weltenwasser schäumen . . .
Da plötzlich stürzst aus Aetherräumen
Auf deine Erde du hinab!
Hinunter! denn die Welt hat Schranken,
Und deines Hochmuths Wahngedanken
Versinken in der Erde Grab . . .

Am Meer.

Wenn die Nacht mit verhaltenem Fragen
Hinschleicht zum erschauernden Meer,
Dann vernimmt, wer noch wacht, wie ein Klagen
Zum Land sich stiehlt.
Wer noch wacht! — doch in wiegendem Schlummer
Ruht der Menschen ermattetes Heer;
Doch es kam, daß ein schlafloser Kummer
Noch wach mich hielt.

Es war nicht ein Schmerz, der in Thränen
Gemach von der Seele sich löst;
Es war nicht der Schmerz, der das Sehnen
Der Jugend ist;
Es war auch ein Schmerz nicht, der machtlos
Die Brust vor den Andern entblößt —:
Ein kleiner Schmerz, wie er achtlos
An jedem frißt.

Der Tod lag schlummernd am Ufer
In des Mondes blauleuchtendem Schnee.
Am Meersaum als Lebens-Rufer
Ein Vogel rief.
Leis hob und senkte die Brust sich
Der wogenathmenden See —
So wiegt sie in ewiger Lust sich,
Die nie noch schlief.

Und nun vernahm ich ihr Klagen
In den Tönen voll Inbrunst und Wuth,
Und hörte aufgrollend sie sagen,
Wie arm sie sei —:
„Ich strecke weit über den Erdball
Die Arme in stürmendem Muth,
Mich stört kein Fluch und kein Schwertschall,
Denn ich bin frei!

Ich murre — und Dämme zerkrachen;
Ich grolle — die Erde erbebt;
Ich wüthe — und Berge zerflachen,
Denn ich bin groß!
Ich umspanne mit einem Blicke,
Was im Reiche der Wasser lebt,
Was sind mir Menschen-Geschicke?
Was Menschen-Loos?!

Ich rufe den Tod mir zur Seite,
  Er sammelt, was ich gemäht,
Doch wenn meine Arme ich breite
          Graut selbst dem Tod.
Er darf meinen Rücken betreten,
  Doch seine Allmacht zerweht,
Wenn die Welt erzuckt in Gebeten
          Auf mein Gebot!

Oh der Menschen, die nie mich verstanden!
  Was fürchten und hassen sie mich?
Wie Haß klingt ihnen mein Branden,
          Mein Wort wie Wuth.
Und sie ahnen nicht, wie ich sie liebe,
  Wenn ich rede, so bergen sie sich —
Wo ist er, der unverzagt bliebe
          Bei meiner Gluth?

Doch ich liebe sie — Tausende nahm ich
  In meinen luftzitternden Arm,
Doch sie starben — und dann überkam mich
          Wildloderndes Weh.
Und ich küßte die schweigenden Lippen,
  Die Lippen, so schwellend und warm,
Doch sie schwiegen — ich warf sie an Klippen,
          So bleich, wie Schnee.

Und mein Hunger ist niemals zu stillen.
Meine Worte voll Sehnsucht und Lust,
Sie locken heraus sie aus stillen
Gefilden zu mir.
Und sie kommen mit glänzenden Augen
Und mit hochaufjauchzender Brust,
Und wähnen sich Leben zu saugen
Und Freude hier.

Ich umwand mich mit leuchtenden Farben,
Wie keine Erde sie kennt,
Doch sie kamen mit Blüthen und Garben,
Und sahn mich nicht.
Und ich spüre die Hauche der Blüthen,
Und grollend mein Zürnen entbrennt,
Und mein Arm in aufschäumendem Wüthen
Ihr Land zerbricht.

Und so weit er reicht, darf mir nimmer
Erblühen ihr duftiger Tand,
Ich ertöte den flüchtigen Schimmer
Mit einem Hauch.
Und ich werfe mit liebenden Händen
Meine Schätze der Tiefe an's Land,
Doch sie lachen der köstlichsten Spenden
Der Liebe auch.

Und dann wühlt mich der Zorn und erfaßt mich,
Und meine Stimme erklingt:
„„Ich ahne es, Thoren, Ihr haßt mich,
Weil Menschen Ihr!““ . . .
Und Begehren durchpulst meine Tiefen,
Und Schaum auf die Lippen mir dringt,
Und ich recke die Glieder, die schliefen
In wilder Gier.

Und ich rufe die heulenden Winde,
Und vom Himmel hernieder den Blitz,
Und so stürmt dann mein Wüthen, das blinde,
Die Küste entlang.
Und so rüttle die lauschende Nacht durch
Ich ihren erkrachenden Sitz,
Und erbarmungslos kämpft sich die Schlacht durch
Beim Sturmgesang.

Und am Morgen siegte mein Lieben,
Wie immer, über den Haß.
Ich zähle, was lebend geblieben,
In meinem Reich.
Ich vernehme ihr Weinen und Fluchen,
Wenn die Leichen, zerschmettert und naß,
Ihrer Lieben am Strande sie suchen,
Vor Angst noch bleich.

— Und so steigen und fallen die Zeiten.
Geschlechter erstehn und vergehn.
Ich sehe am Strande sie schreiten
In starrem Muth.
Meine Liebe — sie ist unsterblich,
Doch sie können sie nimmer verstehn,
Denn mein Kuß ist ihnen verderblich
Wie meine Wuth.

Doch meine Geduld ist unendlich —
Es ist ein starkes Geschlecht,
Vielleicht, daß einst ihm verständlich
Mein Lieben wird.
Es hat meine Liebe betrogen,
Ich habe mich zürnend gerächt,
Doch so lange noch über mein Wogen
Ihr Leben irrt;

So lange das lachende Wagen,
Und das Auge voll Treue sie schmückt, —
Wenn Tausende auch, die verzagen,
Mein Kuß verdirbt —
So lange will ich sie lieben!
Und wen meine Liebe beglückt,
Der, wenn er treu mir geblieben,
Glücklächelnd stirbt! . ."

So vernahm ich das Klagen des Meeres,
Und es klang mir wie Welten-Gericht.
Ein Chaos, ein lebenlos-leeres,
Das Land rings schlief.
Der Tod stand leuchtend am Ufer.
Am Meersaum erglomm ein Licht.
Einsam als Lebens-Rufer
Ein Vogel rief . . .

Weltseele.

Du spürst in Sommer-Tagen
Um heiße Mittagzeit,
Wenn keine Pulse schlagen,
Ein Zittern weit und breit.

Ein Suchen und ein Irren —
Das gönnt sich keine Frist,
Ein leises Flügelschwirren —
Du weißt nicht, was es ist,

Wie sich dein Sinn auch quäle
Zu folgen dieser Flucht.
— — — — — — — — — —
Es ist die Weltenseele,
Die ihre Heimath sucht . . .

Der gefallene Stern.

Ist dort ein Stern nicht gefallen? —
Ja. — Bis er die Tiefe erreicht,
Kannst du die Erde umwallen,
Bist du gestorben vielleicht!
Denn die Welt sie kennt keine Grenzen
Und sie weiß nichts vom Wechsel der Zeit;
Ihre flammenden Lichter — sie glänzen
In Ewigkeit.

Und wir in erbebendem Ahnen,
Wir sagen: „Dort sank eine Welt,
Die gerissen aus ruhlosen Bahnen
An den Klippen der Tiefe zerschellt.“
Und wir haben sie morgen vergessen,
Und wissen nicht mehr, wo sie stand.
Wer wird Myriaden durchmessen
Um eine, die schwand?

Und wenn aus den schweigenden Hallen
Der unendlichen, ewigen Welt
Ein leuchtendes Sternbild gefallen
In dem Dunkel der Tiefe zerschellt,
Wer wird das Verlorene bedauern?
Wer hat es gesehn? wer vermißt?
Wo die Welt, die an seinem mit Schauern
Ihr Schicksal mißt?

Und wenn einst nach endlosen Jahren
Unser Ball seine Tage erfüllt,
Und entrissen den leuchtenden Schaaren
Ihn die Weltnacht der Tiefe umhüllt,
Wer wird ihn bedauern? wer sehen
Wie Angst uns und Grauen verzehrt?
Sein Sterben, sein Sein, sein Entstehen
Hat Keiner begehrt!

Phantasie.

Nur in Stunden, wo die Andern
Schlummern, fängst du an zu wandern,
Ruhelose Phantasie! . . .
Wirfst des Tages Fesseln nieder,
Und erstehst in Schönheit wieder,
Denn dein Strom versandet nie.

Ringsum sprühend grelle Funken
Schweifst du zügellos und trunken
Durch der Erde fernsten Raum.
Weckst Gedanken, welche schliefen,
Schleuderst sie in tiefste Tiefen
Und hinauf zum Himmelssaum.

Wo der Blick sich schaudernd wendet,
Wo des Herzens Fühlen endet,
Schreitest du in kühnem Gang.
Du allein eröffnest Bahnen,
Niebetretene, und wir ahnen
Was es war, das einst uns zwang.

Was kein Forscher je ergründet,
Was uns keine Zeit verkündet,
Du nur ahnst es . . . deine Gluth
Schmilzt das Eisen des Verstandes,
Du nur zeigst uns jenes Landes
Küste, wo die Wahrheit ruht.

Dieser Welt Beginn und Ende
Hellen deine Feuer=Brände,
Und die Spanne, die sie trennt.
Und wir sehen Welten=Weiten
An dem Blick vorübergleiten,
Welche nie ein Mund benennt.

Aber trügerisch ist dein Wissen,
Und die Bande sind zerrissen,
Wenn des Tages Licht sich hebt.
Wer dir glaubt, der ist verloren,
Denn du bist aus Duft geboren,
Und aus Nebelhauch gewebt.

Wer dich zwingen will, dich hassen
Muß er, und dich doch nicht lassen,
Wenn dein Gluthkuß ihn berührt.
Doch am Tage muß er wandern,
Tief im Staube mit den Andern,
Nur bei Nacht von dir geführt!

Um an deiner Brust zu liegen,
Muß er täglich dich besiegen,
Denn bei Nacht bist Siegerin du!
Aber weh dem Tag-Versäumer,
Der dich liebt — du wirfst den Träumer
Deinem Bruder Wahnsinn zu!

Wandlungen.

I. Ein Tag.

Auf einem Hügel stand ich jüngst am Morgen.
Vor mir ein tiefes Thal. Thauhelle Wiesen.
Ein kleiner Bach. Am Fuß des Abhangs Leben:
Ein Dorf. Mir gegenüber eine Höhe,
Umkleidet dicht mit dunklen, schlanken Tannen.
Tiefblau der Himmel. Keine leise Wolke.
Und Duft der Sonne lag rings auf dem Land.
Nicht schwül und angstvoll, wie (ein reifes Weib)
Die Sonne in des Sommers letzten Tagen
Die Erde tötet mit der Macht der Liebe —
Nein, leicht und luftig, zart, unendlich-leise,
Das reine, warme Lachen eines Kindes,
So lag der Duft der Sonne auf dem Lande . . .

Ein Morgen war es, welcher doppelt mir
Ein Morgen schien nach langer, langer Nacht.

Nach einer Nacht, in der der Geier Traum
In der Gedanken Krallen meine Seele
Dahingeschleift hoch über alles Lebens
Abgründige Tiefen! — Nie geht diese Wege
Die wache Seele: schaudern würde sie
Und stürzen! . . . Und nach einer solchen Nacht
Voll Irrsinn, Sinn — voll Wirklichkeit und Lüge
Stand ich am andern Morgen auf der Höhe,
Vor der das Land im Duft der Sonne lag.

Als hätte diese Nacht die Kraft verzehrt
Statt neue mir zu schenken für den Tag —
So müde war ich! — Plötzlich fühlte ich
Wie meine Kniee brachen. Ich sank nieder,
Und meine Lider fielen willenlos,
Wie sich im Herbste löst ein müdes Blatt.
Noch aber fühlte ich, wie in dem Spiegel
Der blinden Augen jenes Bildniß glänzte,
Das wachend sie vor wenigen Sekunden
In sich gesogen. Und in diesem Glück
Entschlief ich. Ob ich träumte, weiß ich nicht.
Mein Schlaf war tief und fest, dem Tode gleich.
Doch ist traumloser Schlaf nicht Tod? Die Kinder
Der gleichen Mutter mit verschiedenen Namen
Benennen wir — warum?
Doch laßt mich sagen
Was ich erschaut, als wieder ich erwachte.
Als ich erwachte, lag das Thal im Dunkel.
Wie schwarzer Sammt lag Nacht zu meinen Füßen.
Wie grauer Dunst quoll's aus dem Thal hervor,

Und legte sich wie Schuld auf meine Brust.
Und Alles schien verändert meinen Sinnen.

In der Gewandung dunkler Wolken hing
Der Mond, ein Bild versteinter Qual und Reue.
Von seinem Antlitz aber goß ein Leuchten
Hernieder sich auf jenes Hügels Höhe,
Der mir genüber lag. Und auf dem Hügel
Sah ich ein Wesen stehn, das war mir gleich,
Und doch wie ich nicht.
Doch ich schaute schärfer.
Die Nacht durchschnitt mein Auge und ich sah:
Ich war es doch! . . . Und ich erschauderte,
Und wandte mich hinweg von jenem Bild.
Jedoch ich mußte wieder hin mich kehren,
Und wieder in das eigene Antlitz schauen,
Das bleich und ruhig aus dem Dunkel tauchte.

Ich sah mich selbst, wie ich vor Jahren war,
Als noch die erste Hoffnung mich durchbebte
— Die erste auch, die welkte von so vielen —;
Als noch der erste Wunsch die Brust durchwühlte,
— Von meiner Jugend nahm ich mit ihm Abschied,
Denn jeder Wunsch ist schon ein Kind der Schuld! —;
Als noch das erste, scheue Lied ich sang,
Thöricht und unerfahren — doch voll Inbrunst,
Schwankend und unreif, doch voll stolzer Kraft,
— Ach, Kraft ist eine Frucht von starkem Stamme,
Zu früh gepflückt, und sie ist ungenießbar,
Zu spät, und sie zerfault an deiner Lippe! —;

In Lüge lebend, doch zur Wahrheit drängend,
Den Menschen fremd, doch Allen treu vertrauend, —
So sah ich mich dort stehn am andern Hügel!

Ich sah mich selbst die Hände aufwärts heben,
Und Gluth im Auge, Kraft im reinen Herzen
Dastehn in meines Lebens engem Kreis,
Ein Ziel erstrebend, welches ich nicht kannte,
Mit Worten so, wie mit Gefühlen spielend,
Betretend einen Weg, von dem die Blumen
Am schmalen Rande nur ich blühen sah . . .
Und wieder mußte vor der eigenen Thorheit
Ich schaudern — ich, der ich mir gegenüber
Ein älterer und ein fremder wissend stand!

In meine Hände legte ich mein Haupt,
Und jene Stunde hätte ich geweint,
Wenn nicht schon längst die Thräne mir versiegt.

Dann mit des Willens übermächt'ger Kraft
Griff ich die Bilder der Erinnerung
Und ballte sie erstickend in der Hand,
Die unablässig vor dem Auge stiegen
Und fielen. Und mit kühlem ernsten Sinn
Zog ich die Linie der Betrachtung: war
Nicht jenes Leben in der Täuschung Hoffnung
Weit schuldbeladener, als dein ferneres Leben,
Das Leben, dessen Wahrheit du bezahlt
Mit aller deiner künftigen Tage Glück
Dem Wucherer Verstand (vielleicht zu theuer!)?

Und Antwort gab ich dieser Frage: Ja!
Und wieder hob das Auge ich empor.
Und jenes andern Hügels Höh' war — leer!
Doch heller schien mir jetzt der Mond zu leuchten,
Siegreicher mit der dunklen Nacht zu kämpfen.
Ich sah gebannt in sein erloschenes Antlitz,
Von Wolken lag um ihn ein Ringgebirge.
Und wieder hob sich meinem Blick ein Schleier.

Mir schien, indem ich bebend aufwärts sah,
Als überzucke ein geheimes Grinsen
Das bleiche Antlitz, das dort oben über
Den Rand zerrissener Wolken lauernd starrte.
Es lächelte voll Hohn der Erde zu
Mit jenem Ausdruck, den ich einstmals sah,
Auf den erstarrten Zügen eines Toten,
Der zweierlei vom Leben nur gekannt:
Das Elend und den Hunger, und der so
Gestorben war, wie er gelebt: verachtend!

Und weiter war es mir in jener Stunde
Als rauschten von dem Monde Klänge nieder
Zur Erde. Und so glaubte ich zu hören:
„Auch du wirst sterben, wie ich starb, du Ball!
„Auch dir wird einst mit eisigem Kuß Vernichtung,
„Wie mir sie nahte, nahn! — Auch du wirst sterben,
„Und einst, ein Schreckensbild für andre Welten,
„Den toten Leib durch Ewigkeiten jagen
„Und nirgends Ruhe finden, wie ich selbst!“

Noch mehr vernahm ich in derselben Stunde,
Jedoch ich kann nicht sagen, was es war.
Die Erde aber stöhnte auf und schwieg.
Leis klang des Windes Wehn in Tannengipfeln.
Und wiederum war Alles still und leer.
Die Wolken waren weiter stumm gezogen.
Die Sterne sah ich um den Mond sich schaaren.

Im Fieber aber glühte meine Stirn.
Wie Fluth in Fluth, so brandeten die Fragen
In meiner Brust aufschäumend durcheinander.

— So ist der Tod der Sieger über Alles? . . .
Doch woher dir, du längst erstorbener,
Dann Leben noch? — Sieh, wie du herrlich strahlst,
Ein König über alle anderen Welten!
Jedoch sogleich zurück warf mich die Woge
Des Denkens: Nein, nur Schein ist alles uns.
Uns scheint das wahr, was wir zu sehen glauben,
Doch Wahrheit ist, was unsres Sehens Grenze
Weit überragend uns verborgen webt . . .

So war das Leben eher, als der Tod?
So ist das Leben dennoch letzter Sieger?

Und wieder stand ich auf der festen Erde,
Zurückgeschleudert abermals, und nieder
Sank ich ermattet in das feuchte Moos.
Und diese Wege ging ich grübelnd weiter:

— Ewig getrennt ist Himmel uns und Erde!
Des Denkens letztes Wort, es heißt: Verzicht.
Und schmerzlich lächelnd wird es sich erinnern,
Wie anders einst sein erstes Wort gelautet.
Wohl taucht in jene Fernen unser Auge
Und hängt voll Sehnsucht an dem kargen Licht,
Das sie uns spenden, doch der blöde Blick,
Er sieht die Hülle wohl, doch nicht den Kern;
Und nie wird Lösung jenem letzten Räthsel,
Das ein Geheimniß war und bleiben wird! . .
Wohl dem, der weiß, daß mit dem letzten Odem
Sein Leben stirbt, um nie mehr zu erwachen!
Wohl dem, der es erkennt, daß zwischen Himmel
Und Erde eine Kluft liegt — riesengroß,
Daß nichts herüber langt, und nichts hinüber,
Und der dem lecken Boot des Glaubens nie
Sein Denken anvertraut! . .
Das ist mein Wissen.
Der Wanderer Gedanke schreitet nie
Zu jenen Welten; und nie rührt der Blitz
Der Phantasie, so grell er leuchten mag,
An ihres Wesens Saum — nur Menschenwahn
Und Menschensehnsucht — thöricht, hochmuthsvoll —
Glaubt sie zu fassen — und erfaßt sie nie!

Und immer weiter spann mein Denken sich
Und vor mir lag die Summe alles dessen,
Was Menschenweisheit in dreitausend Jahren
Erbaut, zerstört und wieder auferbaut.

Nein, höher nicht, als je ein Adler flog,
Erhob der muthigste Gedanke sich.
Und weiter nicht, als Rauch von unsern Hütten,
Flog unsre Sehnsucht, jenem gleich zerwehend
Starb sie im fremden, uferlosen Raum.
Und tiefer, als der Blick des Menschen blickt,
Drang nie die Phantasie in jene Weiten —
Denn wollte wagend sie die Grenze brechen,
Ergriff die schwindelnde der Riese Wahnsinn,
Und warf sie in die Nacht, die sie gebar!

Nein, jene Welten, sie sind nicht die unsern!
Viel höher nicht, als eines Knaben Pfeil
Die Luft durchschnellt in absichtslosem Spiel,
Laß deine Wünsche schweifen, Sohn der Erde!
Und willst du Glück — so küsse von der Lippe
Der Schwester dir, was dir beschieden ward . . .

So sann ich. Als ich wieder aufwärts schaute,
Da hielt den Himmel eine Riesen-Nacht
Mit Schattenarmen weit und stumm umspannt.

So war zu Ende dieser Tag gegangen.

II. Eine Nacht.

Und wieder stand ich auf demselben Hügel,
Nachdem die Zeit die Kluft von wenigen Wochen
— Die Kluft so schmal, und doch so abgrundtief,
Daß nur Erinnerung leichten Sprungs sie nimmt —
Gezogen zwischen mir und jenem Tage,
Da ich zum erstenmal dort oben stand.

Doch diesmal deckte Nacht mit schwarzem Fittich
Die Lande und den Himmel, wie die Mutter
Ihr Kind bedeckt, auf daß es schlafen möge.
Kein Sonnenathmen mehr, kein Lichterglänzen,
Nicht Tagesklarheit und kein Sternenleuchten —
Blauschwarze Nacht nur! Selbst die weißen Finger
Des Mondes hatten sich zur Faust geballt.

Was heißt es denn, in seiner Jugend schreien
Nach Licht? Aus ewigwachem, herbem Zweifel
Nach Wahrheit? Und aus immer durstiger Pein
Nach Frieden, wenn die Sinne stark genug
Nicht sind, den Frieden zu ertragen, wenn er,
Wie Abendschimmern über Berge, kommt?

Und hier war Friede! Hier zum erstenmal!
Und als ich ihm nun gegenüberstand
Mit großen Augen und mit banger Frage,
Da war das Herz, das reich genug gewesen,
Um einer Jugend voll Enttäuschung und
Voll Irrniß Widerstand zu leisten, nicht
So stark um nun den Frieden zu ertragen!

Als Sieger sterbend, als Besiegter lebend!
Als Knecht ein Mann — ein Kind als Freier nun! —

Und hier war ewiger Friede! — Ewiger Friede?
Das ist ein Wort, wie tausend andre, welches
Nach Außen glänzt, im Innern aber fault,
Brichst du die Hülle mit der Wahrheit Finger.
Ewig? — ewig ist einzig nur der Wechsel.
Ewig der Kampf nur zwischen Nacht und Licht.
Ewig der Kampf nur zwischen Thun und Wollen.
Ewig der Anfang, der das Ende ist.
Ewig das Ende, das ein Anfang scheint!
Doch nie und nirgendwo ist ewiger Friede!
Denn Friede ist ein windgeschütztes Wasser,
Auf das der Fluch des Stillstands sengend brennt,
Und wenn es nicht die Ränder überkocht,
So fault es, und verflacht, und stirbt verfaulend.

Ich stand in Nacht und hob die müden Arme
Doch griffen sie in Luft und sanken nieder.

Wie seltsam doch, daß Wünsche niemals sterben!
Wie unartige Kinder, sich versteckend,
So kommen immer wieder sie; ihr Plärren
Es quält uns immer, immer, immer wieder . . .
Sie wollen unersättlich immer Neues,
Und hast du einmal ihren Wunsch erfüllt,
Begehren mehr und mehr sie; und am Ende
Steht leise schluchzend noch ein allerletzter,
Und der verlangt am wenigsten: den Tod!

Jedoch zur giftigen Waffe wird sein Spielzeug,
Zum Dolch, der gegen unsere Brust sich richtet. —

Noch einmal suchte ich die Hand zu heben,
Jedoch sie sank und an dem Fichtenstamme
Glitt nieder ich in das bereifte Moos.

Und wie der Flügel einer Fledermaus
Berührte Schlaf mein Auge. Träume kamen
Und gingen. Und ein Traum; und der war so:

Ich stand auf einer blütenlosen Ebene,
Und auf ihr waren Schaaren fremder Menschen.
Die einen standen nah mir; andre ferner.
Die einen hingelagert zu der Felsen Füßen,
Die in der Runde an die Ebene grenzten.
Die anderen aber an des Flusses Rand,
Der sie von Süd nach Nord lautlos durchglitt.
Da waren einige, die suchten Blumen,
Wo Steingeröll nur war; und weinten auf,
Wenn sie nicht finden konnten, was sie suchten.
Da waren andere, die wogen Steine
Halblächelnd in den abgezehrten Händen,
Und warfen schweigend sie einander zu.
Da standen welche dicht in einem Haufen
Und ihre Lippen sprachen, doch kein Laut
War zu vernehmen; andere lauschten aufwärts,
Als müsse über die entseelten Felsen
Ein Wort, wie Windwehn, kommen, das sie sehnten.
Da waren Füße, welche bluteten;

Da waren Stirnen, hinter denen Feuer
Zu glimmen schien; da waren weiße Lippen,
Jedoch sie lachten; zarte Frauenhände,
Doch krallenartig waren ihre Nägel;
Da waren Kinder mit ergrauten Haaren,
Und Greise da mit sinnlos-kindischem Lachen;
Da waren Männer mit zersehnten Gliedern,
Und Frauen, unnatürlich stark und groß.

Da plötzlich wandten alle Blicke sich
Auf mich, der einsam dastand zwischen ihnen,
Nicht wissend, was das war, was er da sah.
Und hundert Finger wiesen nach mir hin,
Und hundert Stimmen kreischten wüthend auf,
Und hundert Augen blitzten Haß auf mich.
Und angepackt von namenloser Furcht
Abwandte ich mich schaudernd und entfloh.

Doch ringsum starrten trostlos-steile Felsen,
Von denen es wie Fäulniß niederwehte.
Zwar schien ein Ausgang an dem Felsen-Ende.
Dort glühte es wie blaues Dämmerlicht,
Und dorthin stürzte ich und hinter mir
Quoll her die Schaar. Ich fühlte, sah sie nicht.

Und über Steingeröll, durch Baumgestrüpp,
Durch trübe Wasser-Lachen, über Felsen,
Auf messerscharfen Kanten ging die Flucht.
Ich stürzte — um mich wieder aufzuraffen.
Ich glitt — jedoch ich achtete es nicht.

Ich taumelte — jedoch ich eilte weiter,
Denn hinter mir mit wüthendem Geschrei,
Das nicht aus Menschenmund zu kommen schien,
Raste der Zug. Ich wandte einmal mich
Und sah, sie kamen näher, immer näher.
Und keiner schien ermüdet, aber mir
Erzitterten die Knie und starb der Athem —
— — — —
Hülfesuchend wandte ich den Blick.
Vor mir lag des Thales steile Enge,
Und was Ausgang mir geschienen, Felsen,
Starre Felsen waren es, so ragend,
Daß sie nie der Lebende erklettert.
Alles starr und schweigsam. Aber — seltsam! —
Von den Felsen goß das blaue Licht
Hell und sprühend in Milliarden Strahlen
In die Tiefe sich des kahlen Thales,
Wie am Morgen nach dem Dunkel sich
Sonne auf die starre Erde senkt.
Und so hell und klar war alles rings,
Daß mir graute vor dem hellen Licht,
Das mich völlig zu durchleuchten schien
Nach der Jugend zweifelstrüber Nacht.
Blau und flimmernd lag es an den Felsen,
Blau und leuchtend auf dem steinigen Boden,
Blau und kühlend es auf meiner Stirn . . .

Und wieder griff mich unnennbare Angst — —
Und plötzlich warf ich mit dem Rücken mich
Nach hinten an den Felsen, meine Füße

Feststemmend und die beiden Hände streckend,
Zum Kampf auf Leben und auf Tod bereit,
Schrie ich die Horde, die mir nachquoll, an:
„Was wollt Ihr!!" — und ich sah mit stierem Blick
In alle die Gesichter, die sich hundert=
Und tausendfach mir zu vermehren schienen
In ihren gierigen und tückischen Blicken.

Doch keine Antwort kam auf meine Frage.

Nur von den Wänden fiel verhallend nieder,
Wie ein Gestein, das achtlos sich am Rande
Im Laufe langer Jahre losgebröckelt
Und nun nach hundertjährigem Schweigen brach,
Das Echo meiner Worte: „Was — wollt — Ihr?" —

Doch auch dem Echo wurde keine Antwort.

Jedoch gehässiger flammten alle Blicke,
Und gieriger zitterten die fahlen Lippen,
Und mit den Händen auf die Brust mir zeigend
So standen sie, unübersehbar=drohend!
Doch fester preßte ich mich an die Wand,
Und ballte wild die Hand. Dann aber drang
Ein Stöhnen solcher Wuth entgegen mir,
Daß ich aufschrie und ihnen unterlag —

Da — was that ich? — ja! so war es — so:

Da — so träumte mir! — riß ich das Herz
Aus der Brust mir selbst und warf es ihnen,
Welche fletschend mich umstanden, zu! — —

Und mit Lächeln sah ich es zerrissen,
Und mit Lächeln sah ich es sie schlingen —
Jeder nahm ein Stück und kaute heulend,
Jeder aber schien gesättigt mir . . .
Und als ob das Leben mir gewichen
Stand ich, kalt und schmerzlos, aber lächelnd,
Lächelnd, lächelnd — immerwährend lächelnd.
Und begriff nicht, was ich sah, und sah nicht,
Was ich doch begriff, und unter ihnen
(An den Händen nahmen sie mich fröhlich)
Zog ich in das Thal zurück und unter
Ihnen lebte ich und lebte, und wie sie
War ich, aber wußte nicht mehr, daß ich
War — —
Ja, so träumte — mir — so — träum — te — mir
— — — —

Und ich erwachte von dem grausen Traume! —
Schon bebte durch die Nacht das Nah'n des Tages,
Und Licht und Dämmerung kämpften ineinander.
Und dort — ich stand mit hocherhobener Stirn
Und wandte meinen Blick dem Osten zu —
Dort stieg die Sonne! Ewiges, heiliges Licht,
So grüßte ich noch nie dich, so mit Andacht
Und so erfüllt von deiner stillen Größe!

Sie stieg. Und höher hob ich meine Stirn,
Und andere Gedanken streiften mich,
Als sie geküßt mich um Tages-Wende,
Da ich auf diesem selben Hügel stand.

Auf unsern Weg wirft mit gehässigen Händen
Das Leben unabläßig einen Hagel
Von Steinen, doch wir eilen blind vorüber.
Da aber fliegt der kleine Stein des Zufalls
Vor unsers Wagens Rad — ein Ruck — die Speichen
Zersplittern und wir stürzen in den Abgrund,
Der zu den Seiten unsers Pfades klafft,
Und uns empfängt mit grellem Hohngelächter
Das Unglück, welches stetig uns gefolgt.
Jedoch so lange uns der Zufall nicht,
Der schlimmste Feind uns allen, tötet,
Steh'n da wir, riesenstark und fühllos allem.
Zum höchsten aller Ziele sind erstarkt wir,
Und noch gebrochen, mit entseeltem Herzen,
Wenn Jugend schon, und Liebe, Glück und Frohsinn,
Wenn alle Wünsche schon, wir lebend starben,
Verlangen unsre Sinne stürmisch Licht!
Die Wahrheit unsre letzte, letzte Liebe,
Sie stirbt nicht eher, bis uns selbst der Tod
Zeigt, daß die Wahrheit selbst nur Lüge ist!
Doch streben, ringen, leben — hundertmal!
Was heißt es denn, ob wir noch sterben müssen?
So hoch, als jemals ein Gedanke flog,
So weit, als Phantasie gelangen konnte,
So fern, als je die Sehnsucht flatterte,
So weit laß deine Wünsche fliegen, Mensch!
Nichts sei dir Grenze, nichts sei Ende dir,
Und alles Anfang nur zu neuen Zielen.

Wir werden an die Schweife jener Welten

— Und mögen sie dem Tode zu uns schleifen! —
Uns klammern in entbrennendem Begehren!
So lange reden, bis uns Antwort wird!

Ist unermeßlich unsre Kraft nicht? Eisern
Nicht unser Wille? — Unersättlich nicht
Und gierig unser Durst? — Wer stillte ihn,
Seitdem der erste Mensch begann zu trinken?

Ja — unser ist die Welt! — Unser ist Alles,
Unser ist Licht, ist Leben — süßes Leben! —
Und unser ist zeitlose Ewigkeit,
Die Zeit uns wird! Und Unermeßlichkeit,
Die Raum uns wird! — o Wanderer Gedanke,
O Wanderin Phantasie — Ihr stürzt die Welt,
Und baut sie wieder auf durch Euren Willen!

So dachte ich. Und als ich nieder schaute,
Da lag die Erde in dem Arm des Lichtes,
So schön, so duftend, wie am ersten Tage,
Und lächelte mir zu, und küßte mich.

So war zu Ende diese Nacht gegangen.

Der Flug des Todes.

Nacht lag auf dunklen Hügeln.
Da flog auf leichten Flügeln
Stillschwebend der Tod einher.
Er flog die Erde vorüber.
Ihn quälte ein Wunsch, ein trüber.
So flog er hin zu dem Meer.

Ihm folgte die Verwesung.
Und weinend floh die Genesung
Vor seinem Fluge her.
Es zog ihn hinauf zu dem Himmel.
So flog er vorbei dem Gewimmel
Der Menschen, und über das Meer.

Er kam zu einem Sterne.
Der lag der Erde ferne
Und Licht umlohte ihn hehr.
Da mußte der Tod sich wenden,
Und flog mit leeren Händen
Weiter über das Meer.

So flog er von einem zum andern
Der Sterne in schweigendem Wandern,
Und die Hände blieben ihm leer.
Sein Antlitz ward starr und dräuend,
Doch stetig die Kraft sich erneuend
Flog weiter er über das Meer.

So kam er zur Grenze der Welten,
Wo brandend die Wogen zerschellten
Und keine Küste mehr.
Da mußte den Flug er enden,
Und rückwärts die Fittiche wenden
Weit über das wallende Meer.

Und wieder mußte er schreiten
Durch ungemessene Weiten,
Vorbei an der Sterne Heer.
Vorbei an dem strahlenden Lichte
An dem sein Wunsch zu nichte
Geworden, und über das Meer.

Und hinter ihm schwanden die Himmel.
Da über der Menschen Gewimmel
Stand er, gewaltig und hehr.
Und spannte die eisernen Hände
Und wußte des Mordens kein Ende,
Und hinter ihm rauschte das Meer.

Aufweinend starb die Genesung.
Und neben ihm stand die Verwesung,
Und die Hände wurden ihm schwer.
Da mußte der Dräuende enden,
Und flog mit vollen Händen
Zurück zum verlassenen Meer.

Noch lag Nacht auf den Hügeln,
Als er mit müden Flügeln
Stillschwebend zog einher.
So flog er die Erde vorüber.
Ein Morgen kam, ein trüber,
Da stand er über dem Meer.

Epilog.

— „Freudig kämpfend bis zum Ziele!"
Freund, das sind ja Worte nur.
Nicht mit leeren Tönen spiele,
Willst du folgen klarer Spur.

Wann hat je ein Ziel ein Streben,
Wenn es schrankenlos die Welt
Seinem eigenen, kurzen Leben
Kühn und kräftig unterstellt?

Und wozu ein Kampf auf Erden,
Wenn er nicht ein Ziel gewinnt:
Daß wir alle froher werden,
Als wir waren, als wir sind?!

„Freudig" — kämpft der Wahnbethörte
Und der Knecht auf blinder Spur.
Wer des Mitleids Stimmen hörte,
Kämpft in herben Schmerzen nur.

Ueber Sterbende und Leichen
Wird vielleicht sein Wünschen gehn,
Und sein Ziel — er wird es weichen
Weit und immer weiter sehn . . . .

Inhalt.

Von Gestern und Heute.

Menschen.

Meerfahrt. 1–14 49

Nach= und Ausklänge.

Reflexe und Gebilde.

Aus dem Abgrund.

Erde und Welt.

Leipzig. Druck von Grimme & Trömel.